

Tages Woche

Freitag 28.8.2015 5. Jahrgang

5.-

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

35 4001 Basel

T 061 561 61 80



Ladensterben

Einkaufen allein macht
nicht froh: neue Rezepte
für die Innenstadt.

Seite
6

SCHNEIDERS GEHEIMNIS

Interview

Der Schriftsteller über den neuen Hunkeler
und eine Pistole in der Schublade.

Seite
26



Jetzt
CHF 300
sparen!

Gültig ab 01.09.2015. Weitere Infos im IWB CityCenter

E-Mobilität auf zwei Rädern.

Jetzt CHF 200 Rabatt plus
Zubehör im Wert von
CHF 100 für IWB Kunden
beim Kauf eines Veo E-Bikes.
iwb.ch/citycenter

Aus eigener Energie.

iwb

INHALT



Ladensterben FOTO: GETTY IMAGES

Wie kriegt man Kundschaft in die Innenstadt? Stadtentwickler, Unternehmer, Designer und Ladenbesitzer über ihre Rezepte gegen die Krise im Basler Detailhandel.

Seite 6



Papptelleraffäre FOTO: KEYSTONE

Der Opferanwalt will Untersuchung gegen Polizeikommandant Lips.

Seite 17



Migration FOTO: KEYSTONE

Im Nachtzug von Budapest mit Flüchtlingen und rechten Pöblern.

Seite 34

Einbürgerung

Der Bundesrat will Sozialhilfebezüger nicht mehr einbürgern. Die Botschaft dahinter lautet: Wer arm ist, hat nicht mitzureden. Ein Kommentar.

Seite 22

Miron Landreau	S. 4
Bestattungen	S. 16
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Oscar Olano,
Verwaltungsratspräsident,
Neue Medien
Basel AG

Christian Degen wird neuer Chefredaktor

Die TagesWoche hat einen neuen Chefredaktor und Geschäftsführer. Per 1. Januar 2016 wird der 45-jährige Journalist Christian Degen diese Aufgabe übernehmen.

Christian Degen ist derzeit Chefredaktor der «Coopzeitung». Seine journalistische Tätigkeit begann vor über zwanzig Jahren als freier Mitarbeiter bei der «Basellandschaftlichen Zeitung». Später konnte er bei «20 Minuten» als Leiter Inland und bei der «Coopzeitung» Führungserfahrung sammeln.

Der neue Chefredaktor und Geschäftsführer der TagesWoche ist in der Region Basel aufgewachsen, hat in Basel Germanistik und Geografie studiert und 2014 ein Masterstudium in New Media Journalism an der Universität Leipzig mit einer Arbeit über «Qualitätssicherung in konvergenten Redaktionen am Beispiel der Basler TagesWoche» abgeschlossen.



Wir freuen uns, dass wir mit Christian Degen einen erfahrenen Journalisten gewinnen konnten und wir sind überzeugt, dass er mit seinen Erfahrungen und seiner Persönlichkeit bestens in das Team passt und die TagesWoche positiv prägen wird. Mit Christian Degen sind wir für die zukünftigen Herausforderungen gut aufgestellt.

tageswoche.ch/+bpobs

×

Miron Landreau

von Olivier Joliat

Nach einer Odyssee durch Städte und Kulturszenen bringt Opernsänger Miron Landreau (39) mit «Flore» ein neues Bar-Flair nach Basel, wo einst die Blumen blühten.

Viel mehr Multikulti als an der Kleinbasler Klybeckstrasse zwischen Kaserne und Feldbergstrasse findet sich am Rheinknie kaum. Mittendrin an der Ecke Florastrasse eröffnet Miron Landreau im ehemaligen Blumengeschäft Mäglin das «Flore». Wo einst bunte Blumen blühten, verströmen nun warm-braune Farbtöne das angenehme Flair eines Pariser Bistros.

«Der Name spielt natürlich auch mit der Vergangenheit des Lokals, der Geist des «Flore» ist aber geprägt vom legendären Café de Flore im Pariser Künstlerquartier Saint-Germain», sagt Landreau.

Ein Schöngest mit kreativem Output ist Landreau selbst. Geboren in einem Fischerdorf bei Nantes, kennt das Kind einer Fotografin und eines Künstlers wechselnde Wohnorte. Über Stationen in Frankreich, Spanien und Deutschland bis nach Basel entwickelte Landreau einen ausgeprägten Sinn für die schönen Dinge des Lebens: «Ich bin Ästhet und ein Epikureer.»

Ein Mann des Genusses

Das hat nichts mit faulem Genussmenschen zu tun, Landreau neigt zum Aktivismus. Nach seiner Schulzeit jobbte er als Journalist oder Fotograf sowie in diversen Funktionen für Galerien. Als Musikverantwortlicher prägte er vor 18 Jahren die frisch eröffnete Cargo Bar und legte als DJ Miron bei der «Funk You»-Serie in der damaligen Carambar an der St. Johannis-Vorstadt auf.

Als Mann des Genusses entwickelte Landreau natürlich auch eine Affinität zum Wein. «Wenn man gerne isst, ergibt sich diese Leidenschaft von alleine.» Landreau arbeitete zehn Jahre für einen südafrikanischen Familienbetrieb mit Spitzenweinen, beriet einen Basler Weinimporteur und betreute die Weinmessen eines Schweizer Grossisten – ohne ein entsprechendes Studium. Doch Landreau suchte noch nach einer Ausbildung, die ihn erfüllte.

Mit 28 beschloss Landreau, Sänger zu werden. «Man bescheinigte mir Talent in der Stimme und für die Bühne.» Finanzieren konnte er das Konservatorium in Nantes mit einer Bar im Entrée des Opernhauses. Die lief besser als die Sängerkarriere. «Nach dem Abschluss fand ich nirgendwo den Einstieg in ein Opernhaus.»



«Hier bleibe ich.» Der ausgebildete Sänger Miron Landreau eröffnet im Basler Klybeckquartier sein Wunschlokal.

FOTO: NILS FISCH

Als in Nantes auch noch die Beziehung in die Brüche ging, war es vor zwei Jahren Zeit für einen Neustart in Basel. «Hier fühle ich mich am meisten verwurzelt. Und ich wusste, hier kann ich auch mein Wunschlokal am ehesten verwirklichen.»

Kennt man seine Vita, findet man viel davon im «Flore» wieder. Zentral natürlich beim Blick auf die Weinauswahl. An die 15 Sorten im Offenausschank, fast 200 aus der Flasche, hauptsächlich aus Frankreich. «Ich will mit kleinen, innovativen Winzern zeigen, dass der derzeitige schlechte Ruf der Grande Nation wegen überteuerter alter Klassiker-Weine schon wieder überholt ist. Und den Geist französischer Caves à vins, wo man ein Glas trinkt und die Flasche nach Hause nehmen kann, finde ich zeitlos schön und pflege ihn gerne auch hier.»

Die Holztischchen mit Gusseisen-Fuss hat Landreau aus einer Pariser Bar importiert. Den Rest hat der Selfmademan mithilfe von Freunden selbst gebaut. Im Elsass kaufte er Kirschholz und verarbeitete es mit dem Stiefvater zu einem einladend grossen Tafeltisch.

Musik vor 1965

Die Wände hat ein englischer Kunstmalerfreund mit grafischen Elementen im Stile der Zwanzigerjahre bemalt. Dazu passt das Grammophon auf der Bar. «Musik ist ein zentrales Element des «Flore». Entsprechend dem Retro-Ambiente läuft qualitativ hoch stehende Musik, die aus der Zeit vor 1965 sein soll, ausser es ist Serge Gainsbourg oder France Gall. Electro-Musik passt hier nicht rein. Ich will keine hippe Bar.»

Das Partyvolk wird denn auch kaum im «Flore» einkehren, da Landreau um 10 Uhr abends schliesst. «Ich will ein lebhaftes Gewusel am Tag. Ab Herbst gibt es ein Mittagmenu und Bistro-Platten mit Patés oder eine Fischsuppe aus meiner Region.» Das «Flore» ist ein Ort für das erste Glas, nicht das letzte. Bei dem Savoir Vivre kann das aber durchaus früher sein als sonst.

Und wie lange hält es den umtriebigen Macher an der Ecke im Kleinbasel? «Ich fand in Basel meine Liebe und eröffne mit dem «Flore» mein Wunschlokal in einer wunderbaren Umgebung. Hier bleibe ich, bis ich den verlassenen Leuchtturm am Meer für den Lebensabend finde.»

Eröffnung: Samstag, 29. 8., 9 bis 22 Uhr.
•florebasel.weebly.com ×

Laden um Laden macht derzeit in der Basler Innenstadt dicht. Das Zentrum braucht dringend neue Ideen.

SCHÖNER SHOPPEN

von Dominique Spirgi

Manche sprechen von Totengräberstimmung in der Innenstadt. Tatsächlich vermitteln die Meldungen von Geschäften, die ihre Tore für immer schliessen, ein düsteres Bild. Ein Bild, das sich bestätigt, wenn man an den leeren Schaufensterfronten der Freien Strasse oder Gerbergasse vorbeigeht.

Spricht man jemanden darauf an, bricht sogleich das Lamento los über die gewerbefindliche Verwaltung, den starken Franken, das vermaledeite Online-Shopping oder das innovationsfeindliche Gewerbe.

Das mit dem düstern Bild will Mathias F. Böhm aber nicht so explizit stehenlassen. Mit den üblich bitteren Schuldzuweisungen hält sich der Geschäftsführer von Pro Innerstadt zurück: «Schuld ist niemand, zumindest ganz sicher nicht alleine», sagt er.

Böhm spricht von einem «extremen Zusammenhang von vielen Gründen», der zum Ladensterben geführt hat. Und vom globalen strukturellen Wandel in der Gesellschaft allgemein und speziell im Konsumverhalten der Menschen. «Auch bei besten Rahmenbedingungen wäre es zum Wandel gekommen», sagt er.

Auch Thomas Kessler, Leiter Kantons- und Stadtentwicklung, mag nicht in das vielstimmige Lamento einstimmen. «Es ist nicht nur der Geiz, der die Menschen dazu verführt, in Weil oder in Lörrach einzukaufen», sagt er. Um diese Aussage zu untermauern, nennt er den Markt in Lörrach, zu dem die Basler bereits vor dem Währungsentscheid der Nationalbank gepilgert seien – «ganz einfach, weil an diesem Markt das Angebot und der Erlebnisgewinn stimmen».

Steht es denn aber wirklich so schlimm um die Einkaufsstadt Basel? Ein Blick in die aktuelle Statistik bestätigt das nicht



CALIFORNIA PROPO
WARN
Some products sold he
chemical(s) known to
California to cause ca
defects or other reprodu



FOTO: GETTY IMAGES

unbedingt: Von 2014 bis 2015 hat sich die Quadratmeterzahl der leerstehenden Ladenräumlichkeiten in Basel-Stadt nur marginal von 17200 auf 17500 erhöht.

Michel Molinari, Präsident der Sektion beider Basel des Schweizerischen Verbands der Immobilienwirtschaft SVIT, der die Leerstandserhebung der Geschäftsräume erstellt hat, möchte diese Zahlen aber nicht als Entwarnung verstanden wissen. «Die Entwicklung im Detailhandel bereitet uns Sorgen, und im kommenden Jahr wird sich dies wohl auch in den Zahlen niederschlagen», sagt er.

Auch Detailhandelsvertreter Böhm und Stadtentwickler Kessler sind besorgt. Sie sind überzeugt, dass gehandelt werden muss, dass Anpassungen bei den Rahmenbedingungen, der Infrastruktur, im Angebot sowie im Service nötig sind.

Nur wer ist letztlich dafür zuständig, dass die Rahmenbedingungen stimmen und die Negativentwicklung aufgehalten werden kann? Der Kanton? Die Verbände? Die Geschäfte? Oder die Kundschaft?

Jeder, meint Mathias F. Böhm. «Die Geschäfte müssen ihren eigenen Weg fin-

den, dafür müssen aber die Rahmendingungen so angepasst werden, dass die Unternehmen auf den Strukturwandel reagieren können», sagt er. Pro Innerstadt könne den Geschäften bei den Bewilligungen helfen, der Staat müsse sich unkompliziert zeigen, und die Kundinnen und Kunden sollten nicht erst die Geschäfte stürmen, wenn der Liquidations-Ausverkauf angesagt ist.

«In der Gestaltung der Innenstadt hängt Basel gegenüber anderen Städten gut eine Generation hinterher.»

Thomas Kessler
Leiter Kantons- und Stadtentwicklung

«Vor allem müssen wir radikal in die Infrastruktur investieren, damit das Gesamtprodukt Innenstadt attraktiver wird», sagt Böhm. Mit «wir» meint er zwar auch das

Gewerbe selber, aber zu einem grossen Teil auch die Stadt beziehungsweise den Kanton. Und stösst dort auf offene Türen.

Gesamtprodukt meint mehr als Läden

«Es ist absolut dringlich, dass wir uns um die Raumgestaltung in der Innenstadt kümmern, so wie sich zum Beispiel die Freie Strasse und der Marktplatz heute gestalterisch präsentieren, ist pure Tristesse», sagt Thomas Kessler. Und fügt hinzu: «Die Stadt Basel hängt hier gegenüber anderen Städten gut eine Generation hinterher.»

Auf die Neugestaltung der Freien Strasse wird man noch warten müssen. Bis spätestens 2021 soll die Top-Einkaufsstrasse in Basel mit einem neuen Belag aus Alpacher Quarzsandstein auch äusserlich einen Top-Eindruck vermitteln, verheisst das «Gestaltungskonzept Innenstadt».

Böhm verspricht sich viel von der Neugestaltung der Einkaufsstrassen und verweist auf den Claim von Pro Innerstadt, der mit der Aussage «Einkaufen, staunen, geniessen und Basel erleben» die Grenzen des Gesamtprodukts weit ausserhalb der Eingangstore der Ladengeschäfte zieht.

Zu diesem Gesamtprodukt gehört unter anderem auch, dass man in den Shoppingstrassen auch einen Kaffee trinken kann, was in der Freien Strasse heute kaum möglich ist. Böhm ist aber überzeugt, dass sich in der neu gestalteten Strasse dereinst Cafés ansiedeln werden.

Auch Kessler ist der Ansicht, Basel müsse seine Trümpfe als schöne Altstadt mit einem bemerkenswerten Kulturangebot und als Zentrum einer trinationalen Region mit einer kaufkräftigen Bevölkerung kreativ und optimal ausspielen.

Es gibt nicht nur die Freie Strasse

Der Kanton könne die Rahmenbedingungen schaffen und mit Investoren sowie Hausbesitzern Gespräche führen. «Für die Belebung muss aber das Gewerbe selber sorgen», sagt er. Und für einen adäquaten Service: «Wenn ich morgens in einem Innenstadtlokal neben der Kaffeemaschine und einem Berg von Gipfeli sitze und beides nicht bekomme, weil ein Brunchbuffet aufgebaut ist, dann stimmt doch etwas nicht», erzählt Kessler.

Die Mieten an der Freien Strasse werden hoch bleiben. Die Ausbreitung von Ladenketten lässt sich nicht verhindern.

Von protektionistischen Massnahmen, etwa einer Reduktion des Fahrplankontakts der Tramlinie 8 nach Weil, hält Kessler nichts. Und auf weitere als negativ empfundene Faktoren wie die hohen Ladenmieten in den bevorzugten Einkaufsstrassen, habe der Kanton wegen der Handels- und Gewerbefreiheit keinen Einfluss – so bedauerlich es auch sei, dass sich Traditionsgeschäfte aus der Freien Strasse zurückziehen müssen. «Wir können Hausbesitzer dazu ermuntern, ihre Ladenräumlichkeiten vielleicht auch mal unter dem Marktpreis zu vermieten, mehr können wir hier nicht tun», sagt Kessler.

Auch SVIT-Präsident Molinari sieht sich im Fall der Freien Strasse machtlos: «Viele Häuser an der Freien Strasse befinden sich in den Händen von zum Teil internationalen Investoren», sagt er. Die Mieten werden also hoch bleiben. So lässt sich die Ausbreitung der internationalen Ladenketten oder die «Filialisierung» der Freien Strasse wie auch in anderen Städten nicht verhindern.

Böhm will diese Entwicklung nicht nur negativ verstanden wissen: «Ich möchte die internationalen Brands nicht gegen die eingessenen Geschäfte ausspielen», sagt er. Und er weist darauf hin, dass Basel schliesslich nicht nur aus der Freien Strasse bestehe. «Der Spalenberg oder auch die Aeschenvorstadt sind gute Beispiele, dass die Einkaufsstadt Basel auch an anderen Orten attraktiv sein kann.»

tageswoche.ch/+5eu9r

Ladensterben

Sets in Bewegung: So behauptet sich ein Basler Label im harten Kleidermarkt. Tarzan im Modedschungel

von Lucas Huber

In diesen Zeiten, in denen Ladenbetreiber um Mietzinsreduktionen bitten, um das Größte zu überstehen, machen sich Manuel Rieder und Caesar von Däniken nur bedingt Sorgen. Das Inhaberd duo von Tarzan sitzt in seinem Büro im Gundeli. T-Shirts und Sweaters hängen zwischen Computern, die Kaffeemaschine rattert.

«Wir sind gut aufgestellt», sagt Manuel Rieder, den man sofort duzt. Manuel also ist 40-jährig und ein Quereinsteiger. «Wir hatten keine Ahnung von Textilien, als wir damals loslegten», sagt er. Damals, das war 2001, als Tarzan mit dem Flagship-Store in Basel startete. Fünf Jahre assen die Jungunternehmer hartes Brot. Heute umfasst das Tarzan-Netz auch eine Filiale in Zürich sowie zwei sogenannte Pop-up-Stores, einen in Grindelwald und einen in Luzern, der bald nach Bern zieht.

Das noch junge Konzept Pop-up-Store entspricht einer Zwischennutzung. Leerstehende Ladenlokale werden mit mobilem Mobiliar bestückt und auf diese Weise innert kürzester Zeit zu Tarzan-Stores gemacht. «Das Inventar dafür liegt im Lager bereit, was uns extrem flexibel macht», sagt Manuel. Die Vorteile liegen auf der Hand: Keine langfristigen Mietverträge, kein Schlüsselgeld, ein Bruchteil der gewöhnlichen Mietzinsen – und alles in allem weniger Risiko. «Wenn eine Filiale nicht läuft», erklärt Manuel, «können wir sie kurzerhand schliessen.»

Entwicklung schreiben die Tarzan-Inhaber weiterhin gross, denn der Wandel hin zum Online-Shopping sei noch lange nicht beendet. «Die Innenstädte», prognostiziert Manuel, «werden sich weiter leeren.» Der Tarzan-Online-Shop existiert übrigens seit 2001. Man müsse enorm schnell sein, um am Puls zu bleiben, kurze Entscheidungswege wie bei Tarzan seien da förderlich.

Dezentral, günstig, wandelbar

Am Puls bleiben: Darum gehören regelmässige Abstecher nach Kopenhagen, London, New York dazu. Darum gehören aber auch neue Konzepte dazu. Wie mobile Shops, an deren Umsetzung die beiden derzeit tüfteln. Diese bergen, schätzen sie, grosses Potenzial, sind dezentral, günstig und extrem wandelbar.

Zweites Standbein Tarzans ist die sogenannte Corporate Fashion. Will heissen: Tarzan kleidet nicht nur Privatpersonen ein, sondern auch Firmen. Und da hat das Basler Unternehmen einige Zugpferde im Stall. So produzieren sie die Merchandise-



Die Tarzan-Inhaber Manuel Rieder (l.) und Caesar von Däniken. FOTO: NILS FISCH

Artikel von Züri West, Patent Ochsner oder jene der Universität Basel.

Noch vor dem Weihnachtsgeschäft soll ein drittes Standbein hinzukommen: ein eigenes Kinderlabel, mit dem man die europäische Szene aufmischen will. Mit Biobaumwolle und noch geheimem Namen. Es ist jene Art von Innovation, die Manuel vermisst, wenn er sich bei der Konkurrenz umschaute.

Nichts ist statisch

Zurzeit beschäftigt das Unternehmen 15 Mitarbeitende, doch das variiert. Bei Tarzan ist nichts statisch. «Und genau das ist so ziemlich das A und O», ist Manuel überzeugt. Er weiss: Stillstand ist Rückschritt, und wer sich nicht entwickelt, stirbt. So hart ist das Geschäft, gerade im Bekleidungssegment. Und der Standort Schweiz macht es nicht einfacher, gerade im Raum Basel, wo der günstigste EU-Raum näher ist als anderswo.

Seit die Nationalbank den Euro-Franken-Mindestkurs im Januar aufgehoben hat, schrumpfte der Umsatz in der Basler Filiale um 20 Prozent. «Die Stammkundschaft ist uns treu geblieben», erzählt Manuel mit sichtlicher Freude, aber bei der Laufkundschaft mussten sie Einbussen hinnehmen. Doch die Umsatzeinbussen bewegten sich im ganzen Basler Einkaufssegment auf diesem Niveau. Und die übrigen Tarzan-Filialen steigerten ihre Umsätze gar, sagt Manuel. In Zürich etwa laufe es besser denn je.

tageswoche.ch/+6yu22

Einkaufen allein macht nicht glücklich. Mit «Social Engagement» wollen die Detaillisten in Basel attraktiver werden.

Mehr Kunden dank Yoga und Velokurier

Die Stillecke im Drei-Käse-Hoch: Samstags stehen die Mütter Schlange. FOTO: H.-J. WALTER



von Matthias Opliger

Laut Wirtschaftsbeobachtern und -Prognostikern ist die Lage im Einzelhandel dramatisch: So haben die Marktforscher der GfK Switzerland AG in den ersten sechs Monaten dieses Jahres eine Umsatzeinbusse von 1,9 Prozent gemessen. Ein Umschwung ist so bald nicht zu erwarten, das Forschungsinstitut BAK Basel sagt den Einzelhändlern für dieses Jahr einen Umsatzrückgang von über zwei Prozent voraus. So schlecht lief das Geschäft seit 35 Jahren nicht mehr.

Auch die Detaillisten beklagen schlechte Zahlen. Sie tun dies explizit, wie Pierre Brunshawig, Chef der Luxusmodegeschäfte Bongénie Grieder, der gegenüber dem «Tages-Anzeiger» von einem Minus von 7,5 Prozent sprach. Oder sie tun dies verlausuliert, wie Manor-CEO Bertrand Jungo, der in einem Interview mit der «Basler Zeitung» die Floskel des «Negativwachstums» bemühte. Der «Tages-Anzeiger» will herausgefunden haben, dass die Umsatzeinbusse bei Manor zwischen drei und vier Prozent beträgt.

Noch mehr Sorgen der Umsatz macht den CEOs der Einzelhändler eine andere Kennzahl: die Kundenfrequenz. Diese sinkt, es hat immer weniger Leute in den Läden. Das ist ein Problem, weil Einkaufen insbesondere bei Konsumgütern und Lebensmitteln auch Gewohnheitssache ist. Wer einem Laden einmal fernbleibt, ist schwer erreichbar.

Ausbau beim Kundenservice

Vor allem die grossen Warenhäuser haben ihre Preise im Zuge der Frankenaufwertung gesenkt und so ihre Wettbewerbsfähigkeit gegenüber der ausländischen Konkurrenz wieder etwas erhöht. Doch vielen Kunden geht es längst nicht mehr nur um die Preise. So platt die Phrase, so entscheidend: Die Kunden wollen ein Einkaufserlebnis. Sie gehen dorthin, wo das Gemüse besonders attraktiv präsentiert wird und die Auswahl stimmt. Sie kaufen dort ein, wo zum Anprobieren der neuen Garderobe ein Kaffee oder ein Cüpli offeriert wird.

Das Schlagwort der Stunde in den Chefbüros der grossen Warenhäuser heisst deshalb «Social Engagement». Manor-Chef Jungo sieht darin die Zukunft. Und seine Marketingabteilung zieht mit. Manor plant eine regelrechte «Sozial»-Offensive.

Demnächst finde auf der Manor-Terrasse die erste Yogalektion statt, erzählt Mediensprecherin Elle Steinbrecher. Geplant sind zudem eine Styleberaterin, die Kundinnen bei der Auswahl ihrer Kleider unterstützt, und Tanzvorführungen zwischen den Regalen. Bereits lanciert sind ein Sommelier- sowie ein Heimliefererservice. Wer für mehr als 100 Franken Lebensmittel einkauft, kann sich diese kostenlos von einem Fahrradkurier nach Hause bringen lassen.

«Ganz generell setzen wir jetzt auf einen ausgebauten Kundenservice», sagt Stein-

brecher. Der Sommelier und der Heimlieferdienst hätten sich bereits gut etabliert. Das Gleiche gelte für «Click & Collect», wo man etwa Kleider online bestellen und anschliessend im Warenhaus anprobieren und abholen kann.

Während die Grossen der Branche den Wandel vom nüchternen Einkaufszentrum zum kundenorientierten Shoppingtempel erst gerade angehen, haben kleine innovative Geschäfte ihr Konzept längst den neuen Kundenbedürfnissen angepasst. Das Modegeschäft Wicky zwischen Picasso-platz und Aeschenvorstadt etwa ist Coiffeursalon, Café-Bar und Boutique zugleich, und das seit zehn Jahren.

«Ein Zusatzservice ist nur dann sinnvoll, wenn er genau zur Zielgruppe passt.»

David Nippel, Inhaber Drei-Käse-Hoch

Inhaberin Laurence Solér sagt: «Nur ein Kleidergeschäft, das wäre mir zu langweilig gewesen.» Ihr gehe es um die Stimmung, sie wolle ihre Kundschaft nicht nur zum Einkaufen, sondern zum Verweilen einladen. Das hat offenbar Erfolg, denn Solér sagt, sie habe kaum eine Verschlechterung bemerkt, seit der Euro-Mindestkurs aufgehoben wurde. Zumal sie ihre Preise dem tieferen Kurs ohnehin angepasst hat.

Natürlich ist es nicht damit getan, neben den Kleiderregalen ein Café einzurichten. Das zeigt der Fall des Modehauses



Coiffeursalon, Café-Bar und Boutique: das Modegeschäft Wicky. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Spira, das vor einigen Tagen die Schliessung bekannt gab. In diesem Fall konnte auch das seit Jahren bestehende gastronomische Angebot nichts ausrichten. «Wenn man einen zusätzlichen Service anbieten will, dann muss man die Bedürfnisse seiner Kunden genau kennen», erklärt David Nippel, Inhaber des Babygeschäftes Drei-Käse-Hoch.

In seinem Laden hat er eine Stillecke eingerichtet. Nicht nur können sich Mütter dort in Ruhe zum Stillen zurückziehen, es

gibt auch Gratis-Kaffee und einen Wickeltisch mit kostenlosen Windeln. Damit trifft Nippel genau ins Schwarze.

«Unsere Stillecke wird rege genutzt», sagt er. Am Samstag würden sich regelrechte Schlangen bilden. Er könne nicht sagen, ob sich das auch direkt auf sein Geschäft niederschläge. Aber Tatsache ist: «In unserem Geschäft sind stets Leute, das sieht auf jeden Fall attraktiver aus als ein leeres Ladenlokal.»

tageswoche.ch/+p3zn9

×

Ladensterben

Hausbesitzer verdienen viel Geld mit den Spitzenmieten in der Freien Strasse.

Vermieten bringt mehr als verkaufen

von Matthias Oppliger und Felix Michel

Sie gehörten zu den letzten Basler Traditionsengeschäften in der Freien Strasse: das Sportgeschäft Kost Sport und das Modehaus Spira. Während ringsum internationale Ladenketten einzogen, hielten sie das lokale Fähnchen hoch. Kost Sport ist bereits seit Monaten geschlossen, nun gibt auch Spira auf.

Der Grund für das lange Ausharren ist einfach: Beide Geschäftsinhaber sind Eigentümer der betreffenden Liegenschaft und konnten sich halten, obwohl die Mietpreise entlang der Freien Strasse seit Jahren steigen. Zwar steht der frühere Kost Sport noch leer, doch die Vermietung der Ladenfläche dürfte weitaus lukrativer werden, als es der Betrieb des Sportgeschäftes zuletzt war. Gleiches gilt für Spira.

Das Geschäft mit Immobilien an einer Toplage wie der Freien Strasse ist einträglich, das bestätigt Michel Molinari, Präsident des hiesigen Ablegers des Schweizerischen Verbands der Immobilienwirtschaft (SVIT). Aus wirtschaftlicher Sicht sei es durchaus nachvollziehbar, wenn sich ein Ladenbesitzer entschliesse, sein Geschäft aufzugeben und Vermieter zu werden.

Fallende Umsätze drücken den Zins

Für Vermieter sind die Kosten überschaubar, während man sich als Ladenbetreiber mit hohen Fixkosten einem grossen Risiko aussetzt. Wie einträglich das Immobiliengeschäft an attraktiver Lage ist, zeigt ein Blick auf die aktuellen Mietzinse. Der Immobiliendienstleister Wüest & Partner (W&P)

errechnet in Basel-Stadt für das teure Segment einen durchschnittlichen Quadratmeterpreis von 356 bis 870 Franken pro Jahr. Möchte man hingegen einen Laden in der Innenstadt mieten, gehen die Preise rasant hoch: In der Grossbasler Altstadt oder in Bahnhofsnähe liegen die Mieten bereits zwischen 723 und 1610 Franken.

Die Entwicklung der marktüblichen Mieten ist dabei höchst dynamisch. Erstaunlicherweise sind gerade die Mieten an der besten Lage in der Freien Strasse in den letzten Jahren gesunken, wie die Beobachtungen von W&P zeigen. Seit 2013 sanken die Spitzenmieten dort von 3700 Franken auf 3000 Franken. W&P geht davon aus, dass für den Rest der Innenstadt der Höhepunkt ebenfalls erreicht ist.

Auch SVIT-Präsident Molinari beobachtet sinkende Mieten. «Das schlechte Geschäft im Einzelhandel drückt auf die Mieten. Bei fallenden Umsätzen sind die Mieter weniger bereit, allzu hohe Zinsen zu bezahlen.» Weil die Laufzeiten solcher Mietverträge jedoch selten weniger als fünf Jahre betragen würden, sei dies eine mittelfristige Entwicklung. Wer jetzt in einer teuren Immobilie geschäftet, kann lange warten, bis seine Miete sinkt.

tageswoche.ch/+s46iy

×

Weiterlesen

Wem gehört die Freie Strasse?
tageswoche.ch/+5zvyp

Der Einzelhändler ist für die Expertin vom GDI kein Auslaufmodell, doch muss er sich als Teil eines Ökosystems verstehen.

«Verkauft wird ein Gesamterlebnis»

von Michel Schultheiss

Marta Kwiatkowski Schenk ist Senior Researcher und Advisor am Gottlieb Duttweiler Institute. Sie analysiert gesellschaftliche, wirtschaftliche und technologische Veränderungen. Und erklärt, was Läden tun können, um sich heute auf dem Markt zu behaupten.

Frau Kwiatkowski, ist der Laden, wie er seit Jahrzehnten existiert, ein Auslaufmodell?

Nicht unbedingt. Jeder Trend hat auch einen Gegentrend. Die Anforderungen an die Geschäfte haben sich aber komplett geändert.

Inwiefern?

Durch den Online-Markt ist der stationäre Handel unter Druck geraten. Dadurch wird auch der Zwischenhändler weniger gebraucht. Der traditionelle Ladenbesitzer muss sich daher überlegen, welchen Mehrwert er gegenüber der Konkurrenz bieten kann. Bezüglich des reinen Kaufvorgangs ist der Online-Markt im Vorteil.

Liegt das auch daran, dass viele Leute keine Zeit mehr haben für das Stöbern in den kleinen Läden?

Bis vor einiger Zeit war das «Lädele» eine zentrale Freizeitbeschäftigung. Diese gibt es noch, aber nicht mehr im gleichen Ausmass wie früher. Die Konkurrenz unter den vielen Freizeitmöglichkeiten hat deutlich zugenommen. Zudem kann heute jeder zu Tiefstpreisen für einen Shopping-Trip in eine Metropole fliegen und empfindet dort das grössere Freizeit-Einkaufserlebnis.

Welchen Einfluss hat der Einkaufstourismus auf das Ladensterben?

Grenznahe Gegenden wie Basel haben schon immer mit dem Einkaufstourismus gelebt und konnten sich trotzdem gut behaupten. Mit dem starken Franken hat sich der Einkaufstourismus aber akzentuiert. Dadurch sind die Leute vermehrt bereit, für die Einkäufe längere Distanzen zurückzulegen. Dies allein als Grund für das Ladensterben zu nennen, wäre aber vermessen.

Ist das nicht ein Widerspruch zum Rückgang des «Lädele» als Freizeit-

beschäftigung – die Fahrten über die Grenze dauern ja auch?

Durch den aus Konsumentensicht besseren Kurs lohnen sich längere Distanzen und die damit einhergehenden höheren Ausgaben für die Anreise trotzdem.

Sind die Menschen heute also preis-sensibler als früher?

Das kann man nicht generell so sagen. Die Konsumenten sind in ihrem Verhalten hybrider geworden. Billigangebote, die keine Differenzierung bieten, werden von ein und demselben Konsumenten genauso gesucht wie das Auserlesene. Man ist heute zum Beispiel bereit, deutlich mehr für Biofleisch aus der Region zu bezahlen. Überhaupt hat das Wissen um die Machart und Qualität – sozusagen die persönliche Story zum Produkt – quasi ein eigenes Preisschild bekommen.

«Da in der kapitalistischen westlichen Welt so gut wie alles zu kaufen ist, verliert das Konsumgut an Status.»

Kann ein Laden mit einem Konzept – wie früher – über einen längeren Zeitraum bestehen?

Ich würde nicht ausschliessen, dass sich ein Laden über längere Zeit behaupten kann. Aber selbstverständlich sind die Anforderungen gestiegen. Wie jeder andere Unternehmer auch muss sich der Ladenbesitzer dementsprechend anpassen, sein Konzept immer wieder überdenken sowie das Sortiment und das Erlebnis adaptieren, ohne seine Identität zu verlieren.

Heisst das, wir sollten uns auf weitere Wechsel im Laden-Angebot einstellen?

Jene, die sich auf ihr 20-jähriges Konzept abstützen und lediglich nach dem Prinzip Hoffnung Frequenzen abwarten, werden sicher einen schweren Stand haben.

In Basel haben sich einige kleine Läden unter dem Claim «Buy local»

zusammengetan. Ein Tropfen auf den heissen Stein oder hat das Potenzial?

Das ist durchaus ein Faktor. «Buy local» ist sozusagen der gebotene aufgeladene Mehrwert. Das Erlebnis und die Kulisse kommen dazu. Bei dieser Personalisierung ist zwar der Online-Markt voraus, doch wenn man das weiterdenkt, interessiert beispielsweise viele Kunden die Machart des Produkts. Da in der kapitalistischen westlichen Welt so gut wie alles zu kaufen ist, verliert das Konsumgut an Status. Das ergibt wiederum eine Chance für das stationäre Ladenangebot. Die Story will mitgeliefert werden und nicht nur der reine Kaufprozess. Über das spezielle Erlebnis kann ich als Konsument aus der Masse herausstechen und mit dem Wissen über die Machart in meinem Umfeld auftrumpfen. Überhaupt sind die Produzenten die neuen Helden: Sie verkörpern das authentische Handwerk. Dessen muss sich der Händler bewusst sein und nicht nur das «Buy local» ansprechen, sondern auch die Produktion selbst im Laden inszenieren.

Warum betrauern viele Leute die Schliessung des Ladens von nebenan, obschon sie kaum je dort einkaufen?

Manche Läden sind lokale Institutionen und haben über Generationen das Stadtbild und die eigene Identität mitgeprägt, auch wenn sie nicht oft frequentiert wurden. Sie sind vergleichbar mit einer kulturellen Institution: Nur wenige Leute gehen regelmässig in ein Kunstmuseum – dennoch ist es in der Regel unumstritten, dass es solche Institutionen braucht. Werden sie auf einmal angezweifelt oder müssen schliessen, wird dies von einem Raunen begleitet und führt nicht selten zu grosser Solidarität und kurzfristigen Rettungsaktionen.

Sie haben den Faktor Erlebnis genannt. Was muss ein Einzelhändler sonst noch bieten, um sich gegen die Online-Konkurrenz behaupten zu können?

Das stationäre Geschäft muss woanders ansetzen. Wichtig ist es auch, nicht nur in einem Kanal zu denken. Der Laden ist nur einer von vielen Kanälen. Die Kunden müssen auf den verschiedenen Stufen in ihrem Prozess begleitet werden. Das machen Einzelhändler noch viel zu wenig.

Was meinen Sie mit Stufen?

Das beginnt erstens mit der Inspiration und dem Bedürfnis, sich über ein Produkt zu informieren. Auf einer zweiten Stufe kommt die Beratung mit der Möglichkeit, Rückfragen zu stellen, mir die Geschichte anzuhören. Erst dann kommt der eigentliche Kaufprozess. Schliesslich gibt es noch das Nachher, das heisst, ob der Kunde mit dem Kauf zufrieden ist oder Fragen während des Gebrauchs hat. All das gehört ins Gesamtpaket. Dabei findet nicht jeder Schritt im Laden statt. Der Einzelhändler sollte also mitdenken, wo er die Kunden am besten abholen kann. Er sollte sich auch fragen: Geht der Konsument überhaupt auf meine Internetseite? Will er sich dort inspirieren lassen oder hat er schon eine Auswahl getroffen? In welchem Prozessschritt befindet er sich gerade?



Marta Kwiatkowski: «Konsumenten sind hybrider geworden.» FOTO: CHRISTIAN SCHNUR

Ist das Betreiben eines Ladens bald nur noch ein Luxus? Man denke an die hohen Mieten in den Städten...

Das sollte gesamtheitlich angedacht werden. Zunehmend ist das nicht nur ein Problem des Einzelhändlers, wenn ganze Strassenzeilen leer stehen. Ein einzelner Laden hat zu wenig Ausstrahlung, um das Image einer ganzen Strasse positiv zu beeinflussen. Dabei besteht eine Chance für die Städte, die Strassen zu beleben, indem sie ihnen ein spezielles Gesicht geben.

Zum Beispiel?

Es ist wichtig, wo in einer Einkaufsstrasse oder in einer Markthalle die Bäckerei oder der Coiffeur zu finden sind, welche Marken zusammenpassen, ob eher junge, hippe Klientel angesprochen wird oder das

Hochpreissegment abgedeckt werden soll. Es muss also gesamtheitlicher geplant werden. Oft sind es Nischenprodukte, die durch Verknappung grosse Anziehungskraft ausüben. In diesem Sog müsste so ein Konzept angedacht werden.

Gibt es Beispiele für dieses Konzept?

Eines ist die Zwischennutzung der alten Feuerwehrkaserne in Bern. Die Stadtverwaltung hat zusammen mit Quartierorganisationen für die Zwischennutzung Workshops durchgeführt und in einem Bewerbungsverfahren ein diversifiziertes Angebot ermöglicht. Erste Nutzer sind schon eingezogen, darunter ein Gastrobetrieb, kleine Läden oder auch Büros. Daraus kann auch für die dauerhafte Vermietung nach dem Umbau gelernt werden. Diese diversifizierten Kon-

zepte entsprechen einem weiteren Trend: Die «Convergence Economy», die Vermischung unterschiedlichster Konzepte unter einem Dach, wobei die Trennlinie des Angebots gar nicht mehr so genau gezogen werden kann. Verkauft wird ein stimmiges Gesamterlebnis.

Wie sieht der Laden der Zukunft aus?

Es gibt immer Trends und Gegen Trends. Der Romantik-Aspekt wird weiterhin eine grosse Rolle spielen: Das Prinzip des «Authentischen» und das Erlebniskonzept werden weiterbestehen. Zudem wird das Convergence-Prinzip wichtiger: Verschiedene Konzepte wie Gastronomie, Kauf und Unterhaltung werden zunehmend kombiniert. Es werden auch Angebote verbunden, die untereinander in unterschiedlicher Frequenz genutzt werden. Zum Beispiel trinke ich wesentlich häufiger einen Kaffee, als dass ich nach Schmuck Ausschau halte. Die hohe Frequenz des einen beeinflusst damit auch das andere.

«Der Romantik-Aspekt wird weiterhin eine grosse Rolle spielen.»

Das kennen wir bereits aus den Einkaufszentren.

Ja, dort ist es aber noch architektonisch getrennt. Im neueren Konzept verschmilzt hingegen beides: Kaffee trinken und gleichzeitig ein Buch lesen – auch hier rückt das Erlebnis in den Vordergrund. Aber eben auch die Symbiose der Anbieter. Ein biederes Kaffeehaus und eine Street-Wear-Boutique passen da vermutlich nicht so gut zusammen. Darauf muss geachtet werden.

Ein Einzelhändler kann in der Realität nicht alles bieten. Wäre die Zusammenarbeit von verschiedenen Händlern unter einem Dach eine Lösung?

Unbedingt, wenn auch nicht zwingend unter einem Dach im physischen Sinn. Es ist sicher eine Herausforderung für den einzelnen Händler, doch es ist wichtig, sich als Teil eines Ökosystems zu verstehen.

Wird also in ein paar Jahrzehnten doch nicht alles via Internet ablaufen?

Es gibt durchaus auch Gegenbewegungen zum Online-Markt. Mit der Digitalisierung wird auch die Offline-Erfahrung wieder wichtiger. Mit der Vergänglichkeit und Flüchtigkeit werden nachhaltige, konstante Produkte wieder gefragter. Ein Beispiel der Gegenbewegung ist «Mooris»: Dieses Online-Geschäft hat mittlerweile in Zürich einen Laden eröffnet und ist somit den umgekehrten Weg gegangen, ohne seine Internet- und Mobile-Präsenz und das bewusste Einbinden sozialer Netzwerke zu vernachlässigen. So ist der Blog mit Geschichten und Kochrezepten Teil des Gesamterlebnisses. Diese sind nur online zu finden und sie werden in der physischen Umsetzung nicht adaptiert. Man kann auch sagen, dass sie das integrierte Kanalkonzept einfach an einer anderen Stelle gestartet haben.

tageswoche.ch/+6unv3

×



Sie musste Durststrecken überwinden, aber die Designerin Claudia Güdel hat es geschafft. Ihr kleines Modereich in der Nische prosperiert auch in schwierigen Zeiten.

Langer Atem, Biss und ein bisschen Glück

von Dominique Spirgi

Die Stimmung im Atelier von Claudia Güdel ist entspannt. Vor 13 Jahren hat die Modedesignerin die Räumlichkeiten der ehemaligen Seifenfabrik an der Markgräferstrasse bezogen, Herrenmode entworfen und diese an Ort und Stelle verkauft.

Heute wird im Atelier im unteren Kleinbasel nur noch die Outlet-Ware verkauft. Die aktuellen Kollektionen gehen in die edlen kleinen Label-Stores in der Basler und Zürcher Einkaufsstadt sowie in ausgewählten weiteren Kleiderboutiquen an den Mann und auch an die Frau.

Und der Laden läuft, trotz schwachem Euro, trotz Online-Handel und all den anderen Umständen, die für Krisenstimmung im Detailhandel sorgen. Mathias F. Böhm, Geschäftsführer von Pro Innerstadt, lobt Claudia Güdel denn auch als eines der Vorzeigebispiele, wie der Detailhandel die aktuelle Krise meistern kann.

Kleider für Guy Morin

«Uns geht es gut, aber wir müssen nach wie vor dafür kämpfen», sagt Güdel. «Wir können uns noch keine Spitzenlöhne ausbezahlen, aber wir arbeiten daran», fügt sie lachend hinzu. Mit «wir» meint sie das siebenköpfige «Super-Team», das sich zwischen 500 und 600 Stellenprozente im Atelier, Büro und in den Läden teilt und mit viel Engagement und Kreativität zum Gedeihen des kleinen, aber hochgeachteten und -dekorierten Labels beiträgt.

Das Erfolgsrezept ist ein kreativer Kopf, der mit Biss und Ausdauer, einer guten Nase und auch etwas Glück seinen ureigenen Weg gefunden hat. Ein Weg, der nicht nur geradeaus geführt hat. «Ich habe nach dem Vorkurs in Zürich die Modefachklasse in Basel besucht und wollte danach eigentlich gleich weiter nach New York oder London», sagt die 43-jährige Zürcherin. Sie blieb dann aber in Basel hängen. «Hier gefiel mir der Zusammenhalt der Szene, das gegenseitige Wohlwollen», sagt sie.

Der enge Bezug zur Szene zählt zu den Erfolgsfaktoren in Claudia Güdels Lauf-

bahn. Denn der Erfolg stellt sich nicht von alleine ein, so überzeugend das Produkt auch sein mag. «Die Leute kommen nicht automatisch in den Laden, sie kamen schon gar nicht ins untere Kleinbasel», sagt sie. «Ich musste für Action sorgen, Events und Ausstellungen organisieren, damit die Kunden zu mir fanden.»

Und sie musste Label und Laden mit einem Geldjob als Informatik-Dozentin an der Hochschule querfinanzieren. Bis ihr Modegeschäft dann doch ins Laufen kam. Vor sieben Jahren begann sie auch Kleider für Frauen zu entwerfen und zu verkaufen. Gleichzeitig eröffnete sie in Zürich eine Filiale. Und seit 2011 führt sie an der Schnabelgasse in der Grossbasler Innenstadt einen eigenen Laden.

«Wichtig ist für mich die Verankerung in der Stadt, mit meinen Designerkolleginnen und -kollegen sowie mit meinen Kundinnen und Kunden», sagt sie. Es ist eine Kundschaft, die Produkte, in denen man auf dem Fahrrad sowie am Cocktail-Empfang gleichermaßen gut gekleidet ist, schätzt – «es sind gewissermassen 24-Stunden-Kleider», sagt sie. Zur Kundschaft zählt auch der Basler Regierungspräsident Guy Morin, der explizit nach einem lokalen Label Ausschau hielt.

«Das Schöne in Basel ist die Vielfalt, umso schlimmer, wenn diese zu zerbröseln beginnt.»

Claudia Güdel, Designerin

Der Regierungspräsident als Kunde, das ist schön. Noch wichtiger für Güdel als Geschäftsfrau ist aber der Inhaber des Optikergeschäfts Ramstein, Andreas Bichweiler: «Als Netzwerker, der gezielt junge Ladenbetreiber in die Innenstadt holt, spielt er eine enorm wichtige Rolle für die Einkaufsstadt», sagt sie.



Erfolgsfaktor Szenebezug: Claudia Güdel in ihrem Laden.

FOTO: NILS FISCH

Dass Claudia Güdel ihren Laden an der Schnabelgasse eröffnen konnte, dafür brauchte es auch ein Quäntchen Glück. Beziehungsweise eine Vermieterin, die Wert darauf legt, dass in ihrem Haus ein attraktives lokales Geschäft untergebracht ist und deswegen eine erschwingliche Miete verlangt. «Sie hat mir sogar beim Umbau des Ladengeschäfts geholfen», sagt Güdel.

Dass dies alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist, bedauert Claudia Güdel sehr: «Die Immobilieninvestoren treiben die Preise hoch, das ist eine Katastrophe für die Stadt.» Als alarmierende Zeichen wertet sie die Liegenschaften in der Nähe ihres Ladens, das ehemalige Rümelin-Modegeschäft oder der einstige Zihlmann-Laden gegenüber, die seit Jahren leerstehen.

«Das Schöne in Basel ist die Vielfalt, umso schlimmer ist es, wenn diese zu zerbröseln beginnt», sagt Claudia Güdel. Und: «Wir alle, auch der Staat, müssen uns bewusst sein, wie wertvoll diese für Basel ist und wie wichtig es ist, diese zu pflegen.»

tageswoche.ch/+ho34p

×

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Frauchiger-Tschanz, Silvia, von Eriswil/BE, 20.08.1938–25.08.2015, Baselmattweg 205, Allschwil, wurde bestattet.

Hunziker-Seiler, Margarita Anna, von Staffelbach AG, 31.12.1951–24.08.2015, Muesmattweg 28, Allschwil, wurde bestattet.

Mussler-Goepfert, Roland Richard, von Basel/BS, 05.10.1932–22.08.2015, Baslerstr. 158, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Dienstag, 01.09., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil, .

Stöckli-Amberg, Hans, von Bözberg AG, 20.07.1942–23.08.2015, Im Langen Loh 12, Allschwil, wurde bestattet.

Arlesheim

Klein, Robert Albert, von Basel/BS und Winterthur/ZH, 03.08.1923–18.08.2015, Bromhübelweg 15, c/o Stiftung Obesunne, Arlesheim, wurde bestattet.

Basel

Baumann, Heidi, von Villigen/AG, 04.03.1945–18.08.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Baumann, Walter, von Mülligen/AG, 24.01.1940–21.08.2015, Dorfstr. 26, Basel, wurde bestattet.

Baumgartner-Dill, Rösli, von Basel/BS, 12.01.1919–14.08.2015, Fischerweg 2, Basel, wurde bestattet.

Bécsy-Sias, Artemia Luisa, von Basel/BS, 08.11.1940–20.08.2015, Horburgstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Beuchat-Renz, Alice, von Soulce/JU, 09.05.1937–19.08.2015, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Borner-Cueni, Maria Josefina, von Hägendorf/SO, 03.02.1927–21.08.2015, Bruderholzstr. 104, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Bürkler-Frauenknecht, Magdalena, von Basel/BS, 15.08.1922–07.08.2015, Gellerstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Buser, Hans Wilhelm, von Basel/BS, 04.08.1946–19.08.2015, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Buser-Vogel, Marlies, von Basel/BS, Diegten/BL, 24.07.1936–23.08.2015, Tessin-str. 50, Basel, Trauerfeier: Montag, 31.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Cordazzo-Rau, Lea Edith, von Basel/BS, 20.12.1937–21.08.2015, Lehenmattstr. 244, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 02.09., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

de Roche, Antoinette Beatrice, von Basel/BS und Roches/BE, 14.07.1942–12.08.2015, Colmarerstr. 67, Basel, Trauerfeier: Freitag, 28.08., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Dill, Ruth Helene, von Pratteln/BL, 11.12.1921–16.08.2015, St. Alban-Vorstadt 85, Basel, wurde bestattet.

Eberli-Schmid, Hedwig, von Basel/BS, 19.02.1915–22.08.2015, Sternengasse 27, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 02.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Friedlin-Ebnetter, Gabriele Maria, von Riehen/BS, 01.03.1934–14.08.2015, Sperrstr. 100, Basel, wurde bestattet.

Giudici-Auer, Charlotte, von Italien, 01.04.1921–16.07.2015, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Grüb, Daniel, von Reinach/BL, 14.09.1968–18.08.2015, Bernerring 71, Basel, Urnenbestattung: Mittwoch, 02.09., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Guldemann, Peter, von Lostorf/SO, 11.04.1935–20.08.2015, Bäumlhofstr. 57, Basel, wurde bestattet.

Hügi-Schaub, Erika, von Basel/BS, 13.07.1927–15.08.2015, Wettsteinallee 109, Basel, wurde bestattet.

Jenni-Köhler, Hilde, von Basel/BS, 21.11.1938–10.08.2015, Jurastr. 35, Basel, wurde bestattet.

Kaufmann-Walser, Adele Ida, von Wauwil/LU, 19.06.1922–

21.08.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, Trauerfeier: Freitag, 28.08., 14.00 Uhr, CasaVita Kannenfeld, Burgfelderstr. 188.

Locher-Merlin, Irene Louise, von Basel/BS, 01.09.1925–17.08.2015, Magdenstr. 14, Basel, wurde bestattet.

Looser-Hüntze, Renate Manuela, von Ebnat-Kappel/SG, 08.02.1961–18.08.2015, Furkastr. 53, Basel, Trauerfeier: Freitag, 28.08., um 14.00 Uhr, Gemeindehaus Stephanus, Furkastr. 12.

Muzzillo-Forni, Grazia, von Italien, 19.09.1939–18.08.2015, Ensisheimerstr. 5, Basel, wurde bestattet.

Nidecker-Huggenberg, Rosa-Marie Irma, von Basel BS, 03.10.1917–22.08.2015, Rebgrasse 16, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 01.09., 14 Uhr, St. Theodorskirche.

Platt-Gass, Beatrice Erna, von Schleithheim/SH, 26.09.1957–19.08.2015, Bernerring 81, Basel, wurde bestattet.

Riedlin-Eckstein, Albert Oskar, von Basel/BS, 26.05.1932–08.08.2015, Kienbergstr. 10, Basel, Trauerfeier: Freitag, 28.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Roth-Renold, Hélène Béatrice, von Basel/BS, 06.09.1919–09.08.2015, Bruderholzallee 24, Basel, wurde bestattet.

Roth-Hassel, Werner, von Basel/BS, 27.08.1922–08.08.2015, St. Jakobs-Str. 395, Basel, wurde bestattet.

Salvi-Poinsignon, Roger, von Allschwil/BL, 03.03.1945–13.08.2015, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Schaub-Meyer, Reinhard, von Wittinsburg/BL, 28.06.1923–16.08.2015, Allschwilerplatz 9, Basel, wurde bestattet.

Schnurr, Marcel Erwin, von Basel/BS, 08.11.1935–18.08.2015, Drahtzugstr. 57, Basel, wurde bestattet.

Schuppli-Kägi, Hans Paul, von Gachnang/TG, St. Gallen/SG, 22.10.1924–20.08.2015,

Falkensteinerstr. 30, Basel, Trauerfeier: Montag, 14.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli, Erdbestattung im engsten Kreis.

Sorace-Glinia, Antonio, von Italien, 09.06.1949–20.08.2015, Müllheimerstr. 170, Basel, wurde bestattet.

Sprecher-Gasser, Ruth Anna, von Basel/BS, 19.01.1926–22.08.2015, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Weber, Reto, von Basel/BS, Glarus Nord/GL, 12.07.1953–12.08.2015, Oberwilerstr. 157, Basel, wurde bestattet.

Weniger-Haller, Eugen, von Basel, 21.03.1918–03.07.2015, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Zimmerli, Felix Paul, von Zürich/ZH, 23.01.1935–17.08.2015, Zürcherstr. 23, Basel, wurde bestattet.

Bettingen

Grünwald-Wittner, Ilse, von Österreich, 23.03.1922–13.08.2015, Chrischonrain 135, Bettingen, wurde bestattet.

Hämmerli-Giger, Lydia, von Weesen/SG, Gams/SG, 12.02.1932–19.08.2015, Chrischonrain 135, Bettingen, wurde bestattet.

Birsfelden

Jegge-Meierhofer, Margrit, von Sisseln/AG, 26.10.1929–19.08.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, Abdankung: Freitag, 28.08., 14.00 Uhr, Besammlungsort: Friedhof Birsfelden.

Schaub-Baumgartner, Vally, von Ramlinsburg/BL, 08.04.1925–21.08.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Frenkendorf

Frei-Portmann, Hildgard, von Basel, 07.04.1921–21.08.2015, Eben-Ezerweg 50, Frenkendorf, wurde bestattet.

Lausen

Schaffner, Hugo Johan, von Basel/BS und Riniken/AG, 22.02.1954–20.08.2015, Brühlstr. 20, Lausen, Die Trauerfeier findet im engsten Familienkreis statt.

Münchenstein

Steiner, Daniel, von Basel/BS und Kaltbrunn/SG, 22.04.1968–19.08.2015, Dillackerstr. 3, Münchenstein, Abdankung und Urnenbestattung:

Freitag, 28.08., 14.00 Uhr, reformierte Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Muttenz

Aebersold-Maag, Kurt, von Muttenz/BL und Niederhünigen/BE, 26.12.1924–19.08.2015, Römerweg 3, Muttenz, wurde bestattet.

Beer-Bieri, Markus, von Trub/BE, 12.03.1963–24.08.2015, Dornhagstr. 35, Muttenz, wurde im engsten Familienkreis bestattet.

Bermes-Boden, Norbert Ludwig, von Deutschland, 31.05.1936–20.08.2015, Unterwartweg 35, Muttenz, öffentliche Trauerfeier: Freitag, 28.08., 13.30 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Carrara-Solero, Lucia Cecilia, von Italien, 29.10.1934–22.08.2015, Langmattstr. 17, Muttenz, Trauerfeier: Freitag, 28.08., 10.30 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, Bestattung anschliessend auf dem Friedhof Muttenz.

Schärer-Brüderlin, Friedrich Hermann, von Wynningen/BE, 22.09.1920–21.08.2015, Brühlweg 16, Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 01.09., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Pratteln

Lerch-Müller, Marie-Thérèse, von Affoltern im Emmental/BE, 08.09.2015–21.08.2015, Habertürliweg 4, Pratteln, wurde bestattet.

Michlig, Johann, von Basel/BS und Glurigen/VS, 05.10.1931–21.08.2015, St. Jakobstrasse 61, Pratteln, Abdankung: Freitag, 04.09., 14.00 Uhr, Friedhof Blößen, Abdankungskapelle.

Sadiku, Daut, von Mazedonien, 02.02.1935–09.08.2015, Güterstr. 9, Pratteln, wurde bestattet.

Widrig-Miller, Karin Magdalena, von Bad Ragaz/SG, 09.05.1938–18.08.2015, Mattenweg 4, Pratteln, wurde bestattet.

Yilmaz, Mürsel, von Türkei, 20.12.1950–

14.08.2015, Mühleweg 28, Pratteln, wurde bestattet.

Reinach

Bartels-Osterried, Gorch, von Reinach/BL, 30.03.1941–23.08.2015, Sonnenweg 3, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Bischoff-Ryter, Magdalena, von Basel/BS, 19.02.1933–19.08.2015, Aumattstr. 79, Reinach, Trauerfeier und Erdbestattung: Freitag, 28.08., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten Reinach.

Feigenwinter, Julius Niklaus, von Reinach/BL, 28.10.1928–16.08.2015, Brühlgasse 9, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Geiser-Graber, Annelies, von Langenthal/BE, 01.01.1929–19.08.2015, Aumattstr. 79, Reinach, wurde bestattet.

Riehen

Baumann-Spring, Emma, von Basel/BS, 24.11.1920–20.08.2015, Bahnhofstr. 23, Riehen, wurde bestattet.

Berger-Zeiser, Elsbeth Dorothea, von Basel/BS, 24.03.1937–19.08.2015, Moosweg 50, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Humbel-Bigot, Mirella Margherita Ortilla, von Riehen/BS, 25.11.1927–14.08.2015, Im Glöglihof 15, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Lüthy-Buser, Bertha Rosmarie, von Oltingen/BL, 17.05.1933–13.08.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, wurde bestattet.

Reber-Eschbach, Walter, von Basel BS, 11.01.1921–23.08.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, Trauerfeier: Dienstag, 01.09., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zeglingen

Sutter-von Allmen, Roland, von Zeglingen/BL, 01.07.1962–19.08.2015, Hof Lehenmatt 88, Zeglingen, Trauergottesdienst in der Kirche Kilchberg: Freitag, 28.08., 14.00 Uhr, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.



Polizeikommandant Lips: Präsent vor Ort, aber nicht verantwortlich?

FOTO: KEYSTONE

Pappteller-Affäre

Die Akten zur Pappteller-Affäre zeigen: Gerhard Lips war viel stärker in die Vorgänge involviert, als bislang bekannt.

Opferanwalt fordert Untersuchung gegen den Polizeikommandanten

von Renato Beck

Haupmann G.* muss die Information für brisant gehalten haben, die bei ihm am 18. Juni 2014 eingegangen war. Der Leiter des Dienstbereichs Einsatz & Planung der Basler Kantonspolizei hatte Meldung erhalten über eine geplante Aktion des Künstlerkollektivs «diezelle» während der Art Basel. Darauf hingewiesen hatte die Pressesprecherin der Kunstmesse Dorothee Dines.

Tags darauf stand Hauptmann G. im Büro von Polizeikommandant Gerhard Lips und schlug diesem ein hartes Eingreifen vor. Er habe vor, diese Performance mit polizeilichen Mitteln zu verhindern. Lips reagierte vorsichtig: Er wolle aufgrund der politischen Dimension der Angelegenheit erst mit Sicherheitsdirektor Baschi Dürr Rücksprache nehmen. Dann gab er G. grünes Licht: Auch Dürr war mit dem Plan einverstanden. So steht es in den Akten, die der TagesWoche vorliegen.

Das Vorgehen der Polizei gegen eine Gruppe von Künstlern, Studenten und unbeteiligten Messebesuchern an der letztjährigen Art Basel sorgte für eine wochenlange Kontroverse. Dürr und Lips gerieten politisch unter Druck, und G. stand unter Verdacht, sich strafbar gemacht zu haben.

Die Staatsanwaltschaft ermittelte wegen des Verdachts auf Amtsmissbrauch und der Freiheitsberaubung. Die Pappteller-Affäre war geboren.

Die Staatsanwaltschaft hat ihre Untersuchung gegen G. letzte Woche zwar eingestellt, doch Opferanwalt Christian von Wartburg will Beschwerde einlegen. Er vertritt 19 Privatkläger, die von der Polizei damals abgeführt worden waren. Das Appellationsgericht wird entscheiden müssen, ob die Argumente von Staatsanwalt Severino Fioroni stichhaltig genug sind, um keine Anklage gegen G. zu erheben. Darauf verzichten darf die Staatsanwaltschaft laut Strafprozessordnung nur, wenn zweifelsfrei feststeht, dass keine Straftat vorliegt.

«Volle persönliche Unterstützung»

Auch entscheiden wird das Gericht, ob Fioroni zu Recht die Untersuchung auf G. beschränkt hat und weder Lips noch Dürr in die Verantwortung genommen hat. Von Wartburg wollte das Verfahren per Beweis Antrag zumindest auf Lips ausweiten lassen, doch die Staatsanwaltschaft lehnte das ab.

«Es steht abschliessend fest, dass er [Lips, d. Red.] mit der Beschlussfassung und der Planung des Polizeieinsatzes vom

20. Juni 2014 nicht befasst war und auch während des Einsatzes keine operative Funktion hatte», begründet Fioroni die Ablehnung des Antrags.

Die Staatsanwaltschaft erkennt die alleinige Verantwortung für das Vorgehen der Polizei bei Einsatzleiter G. Auch wenn sie selber dokumentiert hat, wie G. den Einsatz mit Lips abgesprochen hat:

«Nachdem der Polizeikommandant aufgrund der politischen Dimension der zurückliegenden Ereignisse, die mit den bevorstehenden unter Umständen zusammenhängen, mit dem Vorsteher des Justiz- und Sicherheitsdepartements Rücksprache genommen hatte, erklärte er dem Beschuldigten, das von diesem vorgeschlagene Vorgehen habe seine volle persönliche Unterstützung sowie auch jene des Departementsvorstehers; es werde keine Ansammlung von Personen auf dem Messeplatz toleriert, und es gebe dort keine wie auch immer geartete Demonstration.»

Bei der Befehlsausgabe dabei

Anwalt von Wartburg erkennt darin zumindest die Möglichkeit eines Missbrauchs der polizeilichen Generalklausel. Diese erlaubt es der Polizei, zentrale Grundrechte, etwa die Versammlungsfreiheit, zu verletzen, um eine schwere, unmittelbar drohende Gefahr abzuwenden. Doch die Hürden für die Anwendung der Generalklausel sind in der Rechtslehre hoch.

Lips hat den Einsatz nicht nur abgesegnet, auch bei der Befehlsausgabe im Zeughaus am Einsatztag war er anwesend. G. orientierte dabei über das Vorgehen. Ziel des Einsatzes sei es, erklärte G., im Rahmen der Gefahrenabwehr einen Aufmarsch von «Schauspielern» und eine Ansammlung möglicher Sympathisanten auf dem Messevorplatz und in der naheliegenden Umgebung konsequent zu verhindern.

Lips war an jenem Tag zum Kommando-Pikettendienst eingeteilt, wie es in den Akten heisst. Er sei zwar nicht mit der operativen Einsatzleitung betraut gewesen, wollte aber «durch seine Präsenz der auch von seiner Seite und der Departementsleitung her vollumfänglich mitgetragenen Entscheidung, dass auf dem Messeplatz keine Veranstaltung zugelassen sei, das nötige Gewicht verleihen».

Um 16 Uhr nachmittags bezog Lips dann einen Beobachtungsposten im Messturm. Dort war er über einen Verbindungsoffizier mit der Einsatzleitung unten auf dem Platz verbunden. Er konnte mitverfolgen, wie die Polizisten jeden, der den Anschein erweckte, mit der Kunstaktion etwas zu tun zu haben, abführten. Er konnte sogar selber Anweisungen geben.

Trotzdem begrenzt die Staatsanwaltschaft alle Verantwortung für das umstrittene Vorgehen der Polizei auf Einsatzleiter G. Fast könnte man meinen: Die Befehlskette bei der Basler Polizei reicht nicht hinauf bis zum Kommandanten.

*Name der Redaktion bekannt
tageswoche.ch/+83u7i

×

Die Lehraufsicht engagiert sich zu wenig für Lehrlinge bei Missständen in den Betrieben, kritisiert die Juso.

Wer schützt die Lehrlinge?

Nichts zu lachen im Lehrbetrieb? An manchen Orten ist das Alltag.

FOTO: GETTY IMAGES



von Yen Duong

Anfang August haben in Basel-Stadt rund 2300 Personen eine Lehre begonnen. Für die jungen Erwachsenen eine spezielle Zeit: Man arbeitet, geht zur Schule, verdient sein allererstes eigenes Geld, trägt ein bisschen Verantwortung.

Nicht alle halten die Lehre jedoch bis zum Schluss durch. Dem Statistischen Amt Basel-Stadt zufolge lag die Lehrabbruchquote vor zwei Jahren bei 11,4 Prozent. Von den 5392 bestehenden Lehrverträgen im Jahr 2013 wurden insgesamt 613 aufgelöst. Laut dem Erziehungsdepartement wurden 2014 11,7 Prozent der Verträge aufgelöst.

Als kantonale Anlaufstelle für Lernende und Ausbildungsbetriebe sollte die Lehraufsicht die Auflösung von Lehrverträgen vermeiden. Das siebenköpfige Gremium soll mit «Rat und Tat» unterstützen, wenn es zu Schwierigkeiten in der Ausbildung kommt. Das tun die Berufsinspektoren aber aus Sicht der Jungsozialisten zu wenig. Zum Beleg dokumentierten sie fünf Fälle, die von Lernenden an sie herangetragen wurden. Stellvertretend die Fälle von:

Dominik: «Ich habe wochenlang berufsfremde Arbeiten erledigt»

In meiner Ausbildung zum Konditor/Confiseur wurde ich bei Schwierigkeiten von der Lehraufsicht im Stich gelassen. Dabei hätte es mehr als genug Gründe gegeben, einzugreifen. Ich habe regelmässig Überstunden gemacht und wochenlang berufsfremde Arbeiten erledigt. Wenn ich mal in der Produktion gearbeitet habe, wurden mir Routinearbeiten zugeschoben und ich konnte nichts Neues lernen.

Mein Chef hat mich beleidigt, gemobbt und ab und zu flogen mir auch Backbleche hinterher. Ich habe mich bei der Lehraufsicht gemeldet. Daraufhin kam der Berufsinspektor vorbei und wurde von meinem Chef auf einen Kaffee eingeladen. Danach war wohl alles in Ordnung für den Inspektor. Ich wurde von meinem Betrieb entlassen. Die Lehraufsicht hat mich insofern unterstützt, als sie mir Listen mit potenziellen Ausbildungsbetrieben gegeben hat. Die Liste war acht Jahre alt und auch dementsprechend aktuell. Ich habe schliesslich eine Lehrstelle in einer anderen Branche gesucht und gefunden.

Dominik S., ehem. Lernender Konditor/Confiseur

Leandra: «Ich wurde dafür ausgelacht, dass ich meine Stunden aufschrieb»

Vier Monate, nachdem ich meine Ausbildung zur Konditorin/Confiseurin angefangen hatte, arbeitete ich praktisch nur noch alleine, ohne Betreuung. Eine Ausbildung fand nicht statt. Nebenbei musste ich noch die Schnupperstifte betreuen.

Meine Arbeitszeit wurde nicht erfasst. Als ich meinem Vorgesetzten meine aufgeschriebenen Stunden gezeigt habe, hat er mich nur ausgelacht. Schliesslich habe ich diese Ausbildung abgebrochen. Die Lehr-

aufsicht hat mich daraufhin angerufen – nach zwei Minuten war das Thema dann aber für sie erledigt.

Leandra K., ehem. Lernende Konditorin/Confiseurin. Wie sie der TagesWoche erzählt, hat sie inzwischen eine KV-Lehre angefangen und ist vollkommen zufrieden damit.

Mina: «Ich lernte vor allem, wie man richtig putzt»

In meinem Lehrbetrieb war ich laufend überfordert, weil mir niemand etwas beibrachte. Ich musste teilweise den Job für meine Chefin übernehmen, weil sie einfach so den Arbeitsplatz verliess. Am Morgen wurde erwartet, dass wir 15 Minuten vor dem eigentlichen Arbeitsbeginn im Geschäft waren, was aber nicht als Arbeitszeit zählte. Wenn wir am Morgen nicht früher da waren, wurde uns das von unserer Mittagspause abgezogen. Unsere Chefin hat in unserer Pause einmal Tonaufnahmen erstellt, um herauszufinden, ob wir schlecht über sie reden.

Der Umgang mit Absenzen war sehr streng und von Misstrauen geprägt. Eine Mitarbeitende war einmal im Spital – der Betrieb rief dort an, um herauszufinden, ob das auch stimmte. Einmal war ich für eine Woche krankgeschrieben. Aus Angst vor Ärger ging ich trotzdem arbeiten. Ich habe schliesslich gekündigt. Von der Lehraufsicht erhielt ich keine Unterstützung. Ich habe danach zum Glück einen neuen Betrieb gefunden. Dort lernte ich endlich mehr als Putzen und meine Lehrmeisterin ist super.

Mina F., Fachfrau Betreuung Kinder in Ausbildung

Mehr Kontrollen gefordert

Die Jungsozialisten werfen der Lehraufsicht in einem offenen Brief nun Passivität vor. «Aufgrund der Betriebshierarchien werden Ihnen viele Fälle von Rechtsverletzungen der Lernenden aus Angst nicht gemeldet. Wenn sie gemeldet werden, reagiert die Lehraufsicht leider sehr oft gar nicht, zu schleppend oder laut Rückmeldungen von Lernenden zu lasch», heisst es in dem Brief.

Aus Sicht der Jusos ist das Hauptproblem, «dass die Lehraufsicht nicht reagiert, auch wenn sie weiss, dass etwas falsch läuft», wie Vorstandsmitglied Mirjam Kohler sagt. Im Rahmen der Unterschriftensammlung für die Petition «Mehr Rechte für Lernende» wurden ihr wiederholt von Versäumnissen der Lehraufsicht berichtet. Ihre Erklärung dafür ist, dass die Lehraufsicht Angst habe, «dass Ausbildungsplätze verloren gehen würden». Kohler wirft der Lehraufsicht vor, sich auf die Seite der Betriebe zu schlagen. «Es gibt einen Filz zwischen der Lehraufsicht und den Lehrmeistern.»

Die Jungsozialisten verlangen, dass die Lehrbetriebe regelmässig unangekündigt kontrolliert werden. «So hoffen wir, Fälle, in denen die Lernenden zu viel arbeiten, ungenügend betreut oder ausgenutzt werden, zumindest reduzieren zu können», sagt Kohler.

Der Bereichsleiter Berufsbildung beim Gewerbeverband Basel-Stadt, Reto Baumgartner, findet, solche Kontrollen seien übertrieben. «Es gibt überall schwarze Schafe. 90 Prozent der Betriebe kümmern sich aber sehr gut um die Lernenden», sagt Baumgartner.

Er erlebe die Lehraufsicht zudem als «sehr pragmatisch, nicht abgehoben, lösungsorientiert und konstruktiv». Baumgartner ist überzeugt: «Die Lehraufsicht ist auf Augenhöhe mit den Lernenden und den Betrieben.»

«Die Feedbacks sind positiv»

Kein Verständnis für die Kritik hat Ulrich Maier. Er ist Leiter Mittelschulen und Berufsbildung im Erziehungsdepartement Basel-Stadt, bei der die Fachstelle Lehraufsicht angegliedert ist. «Wir können die Kritik nicht nachvollziehen und verstehen auch deren Ursprung nicht», sagt er. «Wir machen gute Erfahrungen in der

Zusammenarbeit mit den Jugendlichen. Deren Feedbacks sind positiv.»

Auf die Frage, wie die Lehraufsicht dafür garantieren kann, dass Lernende keine berufsfremde Aufgaben erledigen oder 54 Stunden pro Woche arbeiten müssen, antwortet er: «Die Lehraufsicht reagiert auf Beanstandungen der Lernenden, bespricht mit ihnen das weitere Vorgehen und steht unter Schweigepflicht.» Interventionen gegenüber dem Betrieb würden nur im Einverständnis der Lernenden erfolgen – mit Ausnahme von strafrechtlichen Fällen. Für Verletzungen des Arbeitsgesetzes, wie etwa die Arbeitszeiten, sei das Amt für Wirtschaft und Arbeit zuständig, aber die Lernenden würden von der Lehraufsicht dabei unterstützt, mit diesem Kontakt aufzunehmen.

Das Erziehungsdepartement hat den Vorstand der Jusos nun zu einem Gespräch eingeladen, um ihm die genaue Funktion der Lehraufsicht zu erklären.

tageswoche.ch/+rjvfv x

ANZEIGE



SCHAULAGER[®]
LAURENZ-STIFTUNG

FILMPROGRAMM

FILM PROGRAMME

Mit Filmporträts zu Künstlerinnen und Künstlern
der Sammlung der Emanuel Hoffmann-Stiftung und der
Ausstellung **FUTURE PRESENT**

September 2015 bis Januar 2016

ERÖFFNUNGSABEND
DO, 3. SEPTEMBER 2015, 18.30 UHR
IM SCHAULAGER

Einführung von Stephan E. Hauser, Schaulager
PICASSO AND BRAQUE GO TO THE MOVIES
Arne Glimcher, mit Martin Scorsese, USA, 2008, 62', ohne Untertitel

Der Eröffnungsabend ist kostenlos.
Die Kosten des Filmprogramms sind im Eintrittspreis der Ausstellung inbegriffen.

Eintrittspreise: Ticket für drei Eintritte (nicht übertragbar)
regulär CHF 18.–, reduziert CHF 12.–, Dauereintritt regulär CHF 30.–, reduziert CHF 22.–
Online-Tickets: www.schaulager.org

Ruchfeldstrasse 19, CH-4142 Münchenstein/Basel, T +41 61 335 32 32, www.schaulager.org

Kopf der Woche



Diplodocus

von Antonia Brand

Neun Jahre lang musste der Plastik-saurier, den das Naturhistorische Museum während Umbauarbeiten auf dem Bruderholz ausquartiert hatte, um seine Zukunft bangen. Jetzt hat das Museum entschieden: Der Diplodocus bleibt in freier Wildbahn und gehört nun dem Neutralen Quartierverein Bruderholz. Er wird auf unbefristete Zeit seine ewigen Weidegründe neben dem Wasserturm haben. Zu einem festen Heim gehört auch ein Name. Durchgesetzt gegen Vorschläge wie «Leuchtender Stern» und «Bruder Holzus» oder «Windex» hat sich «Batteriosaurus», in Anlehnung an die gleichnamige Schanze auf dem Bruderholz.

tageswoche.ch/+7hpez

Universität beider Basel

Erstes Institut in Baselland

von Dominique Spirgi

Die Universität Basel hat in Allschwil ihr neu ausgebautes Department of Biomedical Engineering eröffnet. Damit ist erstmals ein universitäres Institut im Trägerkanton Basel-Landschaft angesiedelt. Das Departement ist Teil des neuen medizintechnischen Innovationsparks der drei Nordwestschweizer Kantone Basel-Stadt, Basel-Landschaft und Jura.

Das neu eingerichtete Institut arbeitet «fächer- und institutionenübergreifend» an den neusten «medizinischen Entwicklungen und Technologien», namentlich auf den Gebieten der medizinischen Bildgebung und der bildgestützten Therapien, der Materialwissenschaft und biotechnologischen Gewebearbeitung sowie Orthopädie und Biomechanik. Das Departement arbeitet eng mit dem Universitätsspital Basel und dem Universitäts-Kinderspital beider Basel zusammen.

Am neuen Institut sind 60 Personen in zehn verschiedenen Forschungsgruppen tätig – darunter Fachleute aus Medizin, Natur-, Ingenieur- und Geisteswissenschaften. Durch diese interdisziplinäre Zusammensetzung werde das neue Departement zur «einzigartigen Forschungsplattform», schreibt die Universität. «Bio-

medical Engineering gewinnt zunehmend an Bedeutung, und die Universität Basel will hier als treibende Kraft an vorderster Front mitwirken», lässt sich die neue Unirektorin Andrea Schenker-Wicki zitieren.

Die Universität legt in ihrer Mitteilung viel Wert darauf, dass sie erstmals einen Standort im Kanton Basel-Landschaft beziehe: Mit der Errichtung des medizintechnischen Innovationscampus in Allschwil erhalte der Landkanton eine der zukunfts-trächtigen universitären Abteilungen, heisst es. «Dass wir dieses neue Departement in Allschwil angesiedelt haben, ist ein wichtiger Schritt in der bikantonalen Trägerschaft der Universität Basel», sagt die Unirektorin.

Fingerzeig in Richtung Liestal

Diese Worte dürften auch ein Fingerzeig in Richtung Liestal sein. Denn im Rahmen des im Juli angekündigten Sparprogramms will die Regierung die Beiträge an die gemeinsame Universität um 25 Millionen Franken kürzen – eine Massnahme, die in Basel-Stadt Bestürzung ausgelöst hat.

Der Einzug des neuen Departements der Universität ist ein Schritt zu einem Forschungs- und Entwicklungszentrum in einem weiteren Bereich der Life Sciences auf dem Bachgrabenareal in Allschwil. Dazu gehören der Innovationspark Nordwestschweiz, das benachbarte Pharmaunternehmen Actelion und bald auch das Schweizerische Tropen- und Public Health-Institut (Swiss TPH), das voraussichtlich 2019 in Allschwil seinen neuen Standort beziehen wird.

tageswoche.ch/+7ity2

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Eine Traglufthalle soll das Schwimmen im Winter ermöglichen.

Gartenbad Eglise Regierung plant Schwimmhalle

von Yen Duong

Das Schwimmen ist in Basel-Stadt während der kalten Jahreszeit eine qualvolle Sache. Mit dem «Rialto», das permanent überfüllt ist, gibt es hier gerade mal ein öffentliches Hallenbad. Seit einem halben Jahrhundert wird in Basel denn auch intensiv darüber diskutiert, ob und wo man ein überdachtes 50-Meter-Schwimmbecken bauen könnte. Anläufe scheiterten allerdings immer wieder.

Die Basler Regierung will das Platzproblem für Schwimmer nun entschärfen. Sie beantragt dem Grossen Rat für die Sanierung der Kunsteisbahn Eglise und die Erstellung einer Ballonhalle über dem Schwimmbecken insgesamt 13,42 Millionen Franken. Die Sanierung ist gemäss Regierungsmitteilung nötig, weil sich die Kälteanlagen der Kunsteisbahn in einem schlechten technischen Zustand befinden.

«Der sehr hohe Wasser- und Energiebedarf sowie die Anforderungen an die Betriebssicherheit erfordern eine Sanierung. Gleichzeitig bietet sich die Chance, mit einer Traglufthalle ein gedecktes

50-Meter-Schwimmbecken für die kalte Jahreszeit zu realisieren», heisst es. So könnten «betriebliche Synergien und die durch die Eisproduktion anfallende Abwärme» optimal genutzt werden.

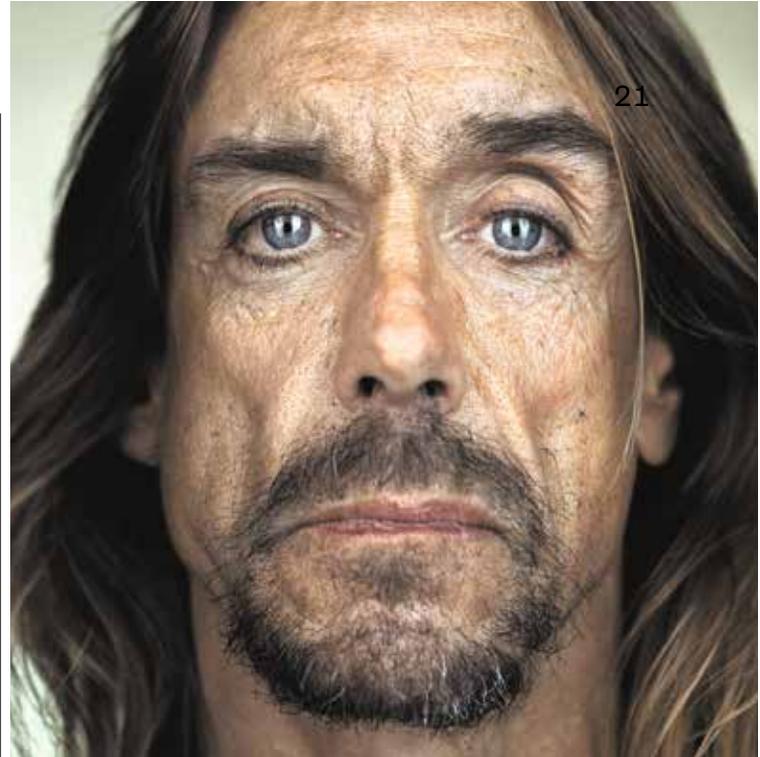
Die Halle soll über dem Bassin stehen, in dem letzten Winter eine neue provisorische Kälteanlage für ein Eisfeld eingebaut wurde. Dies wurde nötig, weil das Sicherheitsinspektorat die alte Amoniak-Anlage verboten hatte. Das Projekt soll bis Dezember 2017 realisiert sein.

Der Schwimmverein ist unzufrieden

Der Schwimmverein beider Basel (SVB) zeigt sich nur bedingt zufrieden mit dem Vorschlag der Regierung. «Eine Ballonhalle beim Eglise ist ja schön, aber wir brauchen eine permanente Lösung – ein richtiges, neues Hallenbad», sagt Präsident Daniel Hostettler. Sein Verein schlug vor zehn Jahren vor, beim Joggeli ein Schwimmzentrum zu bauen. 40 Millionen sollte der Bau mit Schwimmhalle, Sprungturm, Sauna und grosser Tribüne kosten. Das Projekt blieb beim Basler Sportdirektor Christoph Eymann chancenlos.

Der SVB präsentierte daraufhin vor ein paar Jahren eine abgespeckte Variante des Projektes. Kostenpunkt: 23 Millionen Franken. Das Projekt sei immer noch aktuell, sagt Hostettler. Man wolle abwarten. «Christoph Eymann wird 2016 ja nicht mehr als Regierungsrat antreten. Mal schauen, was sein Nachfolger zu unserem Projekt meint.»

tageswoche.ch/+avts1



Iggy Pop gibt in Basel nochmals den «Wild One».

FOTO: MARTIN SCHOELLER

Baloise Session Iggy Pop beehrt Basel

von Marc Krebs

Ein, zwei Ikonen der Popkultur kann das Festival durchaus präsentieren, auch wenn aus Liebhabersicht die Baloise Session schon mehr zu glänzen vermochte als in ihrem Jubiläumsjahr.

Mit Randy Newman und Allen Toussaint stehen grosse Songwriter der USA auf dem Programm. Toussaint, der bereits letztes Jahr im Volkshaus am hiesigen Bluesfestival auftrat, wird bei seiner Rückkehr im Quartett zu sehen sein. Newman dagegen wird ein Solokonzert geben, am gleichen Abend wie die ebenfalls kultig verehrte Sängerin und Songwriterin Tori Amos.

Getoppt wird die Gala nur noch von einem anderen Namen: Iggy Pop. Der Godfather des Punk im Glanzlicht der Messe Basel? Eine kuriose Mischung, man weiss gar nicht so recht, wie man sich das vorstellen soll. Und man ist gespannt darauf, ob der Unverwüstliche die Schampusflaschen zum Bersten bringt.

Auf jeden Fall ist Iggy Pop auch mit 68 Jahren ein Garant für Virilität und Vitalität, wie er vor wenigen Wochen bei seinem Konzert an der Foire aux Vins in Colmar unterstrich. Dort aber musste er nach bereits 45 Minuten Platz machen für einen anderen Headliner. Man darf hoffen, dass er in Basel ein längeres Set spielt – und den anwesenden Krawattenträgern zeigt, wo der Hammer hängt.

Das kommentierte Programm in aller Ausführlichkeit lesen Sie online unter: tageswoche.ch/+7amc0

Das fatale Signal der Einbürgerungsverordnung des Bundesrats: Wer Sozialhilfe bezieht, hat kein Recht auf politische Mitsprache.

“

Der Bundesrat hat den Entwurf für eine neue Einbürgerungsverordnung präsentiert. Er schlägt vor, dass alle einbürgerungswilligen Personen eine Loyalitätserklärung unterzeichnen: Wer den Schweizer Pass will, soll erklären, dass er die in der Bundesverfassung festgelegten Grundrechte, rechtsstaatlichen Prinzipien und die freiheitlich-demokratische Grundordnung respektiert. Zugleich schlägt die Regierung vor, dass Sozialhilfebezug und Vorstrafen der Einbürgerung entgegenstehen.

Es fragt sich, ob der Bundesrat mit seinem Entwurf nicht selbst gegen den Geist unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung verstösst, deren Befolgung er von anderen verlangt.

Ein Grundprinzip der freiheitlichen Demokratie ist das Prinzip «One person, one vote»: In einer Demokratie soll jede Person über die Gesetze mitbestimmen, denen sie sich zu fügen hat – unabhängig von Geburt, Geschlecht, Religionszugehörigkeit, sexuellen Präferenzen, wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, gesellschaftlicher Konformität usw.

Das Diskriminierungsverbot atmet den selben Geist. Es verbietet die Ungleichbehandlung aufgrund von Merkmalen, die nicht oder nicht ohne Weiteres zu unserer Disposition stehen: Herkunft, Rasse, Alter, Sprache, soziale Stellung usw. Niemand darf aufgrund seiner sozialen Stellung in einem anderen Lebensbereich ausgegrenzt und stigmatisiert werden (dies gilt, auch wenn das Bundesgericht bisher die Frage offen liess, ob die Abhängigkeit von Sozialhilfe ein solches besonderes Merkmal der Persönlichkeit darstelle, das sich nicht ohne Weiteres abstreifen lässt).

Diskriminiert wegen Armut

Eine grosse Bevölkerungsgruppe – die zum Teil seit Geburt hier ansässigen «Ausländer» – geniesst in der Schweiz jedoch aufgrund ihrer Herkunft – mit wenigen Ausnahmen auf kantonaler und kommunaler Ebene – keine politischen Rechte. Gegen das Stimm- und Wahlrecht für Ausländerinnen und Ausländer wird oft eingewendet, wer mitbestimmen wolle, solle sich einbürgern lassen.

Sozialhilfebezügern und Vorbestraften wird nun aber, geht es nach dem Willen des Bundesrats, die Einbürgerung grundsätz-



Matthias Bertschinger ist Präsident der Neuen Europäischen Bewegung, Sektion beider Basel. tageswoche.ch/+monfj

lich verwehrt. Daran ändern auch zahlreiche Ausnahmen (Krankheit, Erwerbsarmut, Betreuungsaufgaben) nichts.

Die Folge ist, dass Ausländer weder als Ausländer mitbestimmen noch als Armutsbetroffene sich einbürgern lassen können, um mitbestimmen zu können. Armutsbetroffenen Ausländern werden nun beide Wege zur politischen Teilhabe verwehrt. Dasselbe gilt für vorbestrafte Ausländer.

Mitbestimmung steht am Anfang der Integration und nicht am Ende.

Es sollen nun nach dem Willen des Bundesrats gleich zwei vom Diskriminierungsverbot verpönte Kriterien herangezogen werden, um Menschen von politischer Teilhabe auszuschliessen: Herkunft und soziale Stellung. Während aber beim Kriterium «Herkunft» bisher auf die Möglichkeit der Einbürgerung verwiesen werden konnte, fehlen nun beim Vorhandensein beider Kriterien (Armut und «falsche» Herkunft) Auswege zur politischen Teilhabe. Dies ist unter freiheitlich-demokratischen Gesichtspunkten nicht zu rechtfertigen.

Analoges gilt in soziologischer Hinsicht: Mitbestimmung steht am Anfang der Integration und nicht am Ende. Anerkennung, soziale und politische Teilhabe sind in einer freiheitlichen Gesellschaft voraussetzungslos geschuldet. Erst wer sich als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft erkennt, kann auch Verantwortung übernehmen.

Ausgrenzung und Fremdstigmatisierung führen zur Selbststigmatisierung und diese dazu, dass man sich selbst nicht mehr als Teil der Gesellschaft begreift, in die man sich integrieren soll. Integration ist keine Einbahnstrasse und beginnt mit einem Geben von Anerkennung und Vertrauen. Das

bundesrätliche Integrationsverständnis erschöpft sich in einem Fördern. Es wechselt Integration mit der Anpassung an herrschende Verhältnisse und den herrschenden Geist. Integration bedeutet aber Teilhabe, nicht Anpassung.

Der Bundesrat sendet ein fatales Signal an alle Armutsbetroffenen, wenn er die Sozialhilfeabhängigkeit als Zeichen mangelnder Integration identifiziert. Der Umstand, dass es erst andere betrifft, nämlich «Ausländer», verschleiern, dass allen Armen und allen Menschen, die nicht der Norm entsprechen, Teilhaberechte abgesprochen werden – wenn auch nur implizit.

Sozialhilfeabhängigkeit ist aber keine minderwertige Bedürftigkeit, an der man «selber schuld» ist. Sozialhilfeabhängigkeit ist nicht gleichzusetzen mit «arbeitsscheu». Jeder Einzelfall ist anders, und viele Menschen werden vom Arbeitsmarkt auch dann nicht mehr nachgefragt, wenn sie alles geben, um Arbeit zu erhalten.

Der Bundesrat betreibt Ausgrenzung

Das Diskriminierungsverbot verlangt einen voreingemommenen und keinen ausgrenzenden Umgang mit Sozialhilfebezügern, die ein Anrecht auf Hilfe haben (ähnlich verhält es sich mit vorbestraften Personen, die weitere Integrationschancen verdienen). Menschen «am Rand der Gesellschaft» liegen der Gesellschaft nicht einfach nur auf der Tasche, sondern besitzen eine Würde, die in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft zu respektieren sind. Dieser Würde wird man erst gerecht, wenn man den Einzelfall betrachtet und keine Pauschalurteile fällt.

Es müsste dafür gesorgt werden, dass die Sozialhilfe ihr stigmatisierendes Image endlich los wird. Der Entwurf zur Einbürgerungsverordnung bewirkt das Gegenteil: Anstatt Vorurteile abzubauen affirmiert er soziale Ausschlussprozesse und gehorcht dem Zeitgeist vorauseilend. Von Mut und Prinzipientreue zeugt dies nicht.

Es fragt sich generell, was der Bundesrat bewirkt, wenn er eine Loyalität zur freiheitlich-demokratischen Verfassung einfordert, die er ausgerechnet mit dem Verordnungsentwurf vermissen lässt, der diese Loyalitätsforderung enthält. Aus der Pädagogik weiss man jedenfalls, dass sich Werte nur vermitteln und einfordern lassen, wenn man sie auch selbst vorlebt. x

”

Der Wahlkampf mag manchen die Lust am Wählen verderben. Doch die Gesetze werden nun mal im Parlament geschmiedet. Auch solche, die Sie existenziell betreffen.

“

Wenn am 18. Oktober die eidgenössischen Wahlen 2015 stattfinden, werfen Sie dann Ihr Stimmcouvert in die Wahlurne? Oder gehören Sie auch zur Mehrheit der Stimmberechtigten, die ihr Stimmcouvert lieber ins Altpapier wirft? Wenn ja, warum? Weil Sie «denen in Bern» sowieso nicht trauen? Weil die wirklich wichtigen Entscheide nicht im Parlament fallen, sondern in den Chefetagen der grossen Unternehmen? Weil Sie vom Wahlkampf angewidert sind?

Nach dem unsäglichen Sommertheater um die Flüchtlingsfrage, wie es die SVP-Strategen inszeniert haben, hätte ich dafür ein gewisses Verständnis. Auch das Trauerspiel, das «Bundesbern» um die Umsetzung der Zuwanderungs-Initiative aufführt, stärkt das Vertrauen in die Politik nicht unbedingt. Und die im Bundeshaus vorherrschende Apathie angesichts der von der Nationalbank verursachten Frankenkrise ist schlicht nicht zu begreifen.

Abwehrkämpfe genügen nicht

Wählen wir dafür unsere Vertreterinnen und Vertreter nach Bern? Um Asylpanik zu verbreiten? Um menschenrechtswidrige Diskriminierungsgesetze auszuarbeiten und die Hände bei den wirklich brennenden Fragen in den Schoss zu legen?

Die Unia ist keine Partei, sondern eine Gewerkschaft. Als solche kümmern wir uns primär um bessere Arbeits- und Lebens-



Vania Alleva ist Präsidentin der Gewerkschaft Unia und Vizepräsidentin des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes. tageswoche.ch/+jfyvu

bedingungen für die Arbeitnehmenden in den Betrieben und Branchen, mit unseren Gesamtarbeitsverträgen.

Als grösste Gewerkschaft der Schweiz haben wir aber auch eine gesellschaftspolitische Verantwortung. Mit Initiativen und Referenden gestalten wir die Politik unseres Landes mit und bekämpfen die Sozialabbaupläne der bürgerlichen Parlamentsmehrheit, welche auf Kosten der Beschäftigten gehen. Manchmal mit Erfolg, wie etwa beim Rentenklau-Referendum gegen die Senkung des Umwandlungssatzes bei den Pensionskassen.

Trotzdem: Referenden gewinnen ist zwar gut und wichtig. Aber Abwehrkämpfe allein genügen nicht. Sie binden Ressourcen, die wir andernorts in den Kampf für sozialen Fortschritt und bessere Lebensbedingungen investieren könnten. Und indem wir nur Schlimmeres verhindern, haben wir noch nicht die richtigen Fragen auf die Tagesordnung gebracht. Um beim

Beispiel der Altersvorsorge zu bleiben: Wie bauen wir diese um, damit sie allen eine würdige Existenz im Alter garantiert?

Falsche Richtung

Es ist also nicht einerlei, welche Gesetzesvorschläge das Parlament in Bern ausarbeitet. Mit den Plänen zur Erhöhung des Frauenrentenalters und der Senkung des Umwandlungssatzes sind wir mit dem grössten Rentenklau-Versuch aller Zeiten konfrontiert. Einziger Lichtblick: Dass die vorberatende Ständeratskommission vor Kurzem eine lineare Erhöhung der AHV-Rente um 70 Franken vorgeschlagen hat, ist ein wichtiges Signal. Es zeigt, dass es nicht um eine «technische» Demografie- und Sparproblematik geht – sondern um eine wahrhaft existenzielle Frage, die uns alle betrifft.

Die Wahlumfragen sagen einen Rechtsrutsch voraus. Findet dieser tatsächlich statt, werden wir lange auf solche positive Signale aus Bern warten müssen. Die NZZ träumt sogar von einem «Richtungswechsel»: Ein noch rechteres Parlament könnte eine generelle Erhöhung des Rentenalters in die Wege leiten. Diese Richtung ist falsch. Ich möchte nicht, dass sich die Schweiz ganz von der sozialen Gerechtigkeit verabschiedet. Darum wähle ich am 18. Oktober jene Kräfte, die sich auch in Bundesbern für soziale Sicherheit und Ausgleich einsetzen. Denn davon braucht es mehr. Das wäre ein echter Richtungswechsel. x

”

ANZEIGE

Sehen und handeln.
Huhn frisst Soja. Und Soja frisst Regenwald – die Lebensgrundlage vieler Menschen.
sehen-und-handeln.ch



BROT FÜR ALLE FASTENOPFER
In Zusammenarbeit mit «Partner sein»

SPINAS CIVIL VOICES

Raubkunst

Wie schwierig es ist, die Provenienz von Bildern zu klären, zeigt der Einzug der Sammlung Bührle ins Kunsthaus Zürich.

Altlasten im Museum

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Lange Zeit war es schwierig bis unmöglich, in Fragen von unrechtmässigem Kunstbesitz die nötige Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu erregen. Jetzt dagegen ist die Bereitschaft, dieser Problematik Beachtung zu schenken, so stark gewachsen, dass daraus schnell ein Medienthema wird. Dies zeigt sich an den ersten Reaktionen der eben vorgelegten Schrift «Schwarzbuch Bührle».

Ein Schwarzbuch: Dieser Buchtypus will Klageschrift sein, er gehört auch zur Gattung der Enthüllungsliteratur und denunziert vermeintliche oder tatsächliche Missstände. Dazu gehören etwa Rudolf Oldens Schrift «Das Schwarzbuch. Tatsachen und Dokumente. Die Lage der Juden in Deutschland 1933» (1934) oder Arthur Koesters «Schwarzbuch über Spanien» (1937).

Warum nun das «Schwarzbuch Bührle», und warum gerade jetzt? Die Herausgeber, der Historiker Thomas Buomberger und Guido Magnaguagno, Kunsthistoriker und

Bevor Privatsammlungen Teil eines öffentlichen Kunsthauses werden, lohnt sich ein zweiter Blick.

FOTO: KEYSTONE



ehemaliger Vizedirektor des Kunsthauses Zürich, fordern im Hinblick auf die geplante Übernahme der Gemäldesammlung des Waffenfabrikanten Emil G. Bührle durch das Kunsthaus eine umfassende Abklärung der Provenienz der Bilder und diesbezüglich eine schonungslose Aufklärung des künftigen Kunsthauspublikums.

Druck produzieren

Das Buch erklärt sich nicht aus dem Zeitpunkt seines Erscheinens. Wenn es seinen Zweck erfüllen soll, muss es aber früh genug erscheinen, dass noch vor der für 2020 geplanten Präsentation genug Zeit für die geforderten Abklärungen bleibt. Eigentlich wäre es besser vor 2012 erschienen, als zu diesem Projekt eine Volksabstimmung stattfand.

Die Buchpublikation fällt aber symbolisch mit dem Beginn der Vorbereitungsarbeiten zur Einrichtung des Baus von David Chipperfield («grösstes Kunstmuseum der Schweiz») zusammen. Auf dem Areal des Erweiterungsbaus werden, nach einigen Rekursen, die bestehenden Bauten und Baracken von Schadstoffen (unter anderem Asbest) befreit. Mit der Schadstoffsanierung will man sicherstellen, dass weder Menschen noch Umwelt gefährdet sind. Gleiche Sorgfalt sollte auch zum Inhalt des künftigen Museums getragen werden.

Mit Neuigkeiten kann das Buch jedoch nicht wirklich aufwarten. Es muss dies auch nicht, das wäre eher Aufgabe der Tagesmedien, die jeweils über plötzliches Auftauchen von verschwundenen Bildern oder über Klagen und Gerichtsurteile im Streit um Kunstbesitz berichten. Ein Buch aber kann Druck und Nachdruck produzieren, kann dafür sorgen, dass eine an sich bekannte, aber auch gerne verdrängte Frage vermehrt beachtet wird.

Es gibt in der Tat mehr oder weniger gute Gründe, sich mit den aufgeworfenen Fragen zu beschäftigen. Zu den sehr guten Gründen gehört: Wenn die Privatsammlung des Waffenhändlers Bührle zu einem Teil der öffentlichen Kunstsammlung der Stadt Zürich wird, besteht ein erhöhtes, sozusagen ein absolutes Interesse an einer restlosen Abklärung der Herkunft dieser Bilder.

Raubkunst und Fluchtgut

Da diese 190 Bilder bloss einen Teil des ursprünglichen Bestandes ausmachen und 120 Bilder bei Nachkommen bleiben oder geblieben sind, strahlt dieses Interesse auch auf das private Gut aus. Man müsste ausschliessen können, dass eher unproblematische Bilder an die öffentliche Hand abgetreten und dadurch gleichsam geadelt werden und im gleichen Vorgang allenfalls problematische Bilder problemlos im Privatbereich verschwinden.

Was ist mit restloser Abklärung der Herkunft gemeint? Im Allgemeinen meint man damit, dass die Umstände des Besitzwechsels seit 1933 beziehungsweise seit dem Einsetzen der Judenverfolgungen geklärt werden müssen. Dabei geht es nicht einzig

um die Abklärung von krudem Raub oder pseudolegaler Arisierung, sondern auch um die Abklärung, ob sich Eigentümer «verfolgungsbedingt» in einer Notlage von ihrem Besitz trennen mussten, weil sie bei ihrer Emigration Werke nicht mitnehmen konnten und ihre Ausreise finanzieren mussten. Diese neuerdings vermehrt beachtete Kategorie wird Fluchtgut genannt und bildet einen zentralen Punkt der neuen Publikation. Der Untertitel des Buches beschränkt sich allerdings auf den spektakuläreren Begriff der Raubkunst.

Abklärungen in diesem Bereich geraten in schwer einschätzbare Zonen. Jedenfalls muss festgestellt werden, ob «gerechte» Preise bezahlt wurden, wobei diese Preise bei überschwemmtem Markt zeitweise eher niedrig sein konnten. Eine rigorose Auffassung könnte dahin gehen, dass unabhängig vom erzielten Preis in dieser Periode jeder Verkauf an sich als genötigt und darum auch nach Jahrzehnten als nichtig einzustufen sei.

Das Buch zeigt, dass auch Werke, die nach 1945 erworben wurden, eine problematische Geschichte haben könnten.

Thomas Buomberger, selber an einem Restitutionsbegehren als Gutachter beteiligt, rekapituliert die Geschichte der von Bührle seit Ende der 1920er- bis in die 1950er-Jahre getätigten Ankäufe. Er zeigt, dass auch Werke, die erst nach 1945 erworben wurden, problematische Vorgeschichten aus der Zeit vor 1945 haben könnten. Neben minutiösen Zusammenstellungen finden sich auch ein paar sehr schwerwiegende und doch sehr allgemeine Sätze, wenn gesagt wird, dass in Frankreich «Millionen» von Kunstwerken gestohlen worden und davon «Hunderttausende» bis heute verschollen seien und dass «die wenigsten» Schweizer Museen die Provenienzen ihrer Sammlungen abgeklärt hätten.

Zudem wird die von der Bührle-Stiftung mit der Abklärung beauftragte Kunstexpertin Laurie Stein auf Vorrat dem Verdacht der Parteilichkeit ausgesetzt, weil sie für diese Arbeit (mit «Sold») entschädigt wird. Hingegen ist der Interpretation zuzustimmen, dass das Bundesgericht um 1950 mehrere Kunsthandelsfälle auf Kosten der Steuerzahler unangemessen als «gutgläubig» eingestuft hat, um damit auch den Status der Schweiz zu schonen.

Guido Magnaguagno zeigt an zwölf illustrierten Fallbeispielen exemplarische Schicksale jüdischer Sammler auf und benennt generelle Probleme der Beutekunst und der Restitution. Er verweist auch auf das «Lockvogel»-Marketing, das die Bührle-Sammlung vor allem als freundliche Impressionisten-Sammlung beliebt machen wollte.

Besonders eindrücklich ist Charles Linsmayers Beitrag, der schon 1997 verfasst wurde, zu einer Zeit also, da die «Schatten des Zweiten Weltkriegs» vorübergehend etwas deutlicher wahrgenommen wurden. Linsmayer zeigt, wie sich Bührle nicht nur in der Welt der bildenden Kunst, sondern auch im Zürcher Schauspielhaus und beim Schriftstellerverein einzukaufen verstand und wie sich die Begünstigten in der Regel nicht der Frage stellten, ob sich die Annahme von «Blutgeld» mit dem von ihnen beanspruchten Ethos verantworten lasse. Max Frisch hingegen lehnte 1950 den Auftrag, für Oerlikon-Bührle ein Festspiel zu schreiben, was sicher gut entschädigt worden wäre, mit eindrücklichen Worten ab.

Bührle war, wie auch der Historiker Hans-Ulrich Jost in seinem Beitrag «Ausgegrenzt und eingespannt» ausführt, ein Unternehmer, der für die Schweiz gerade in den Kriegsjahren eine wichtige Rolle spielte, aber doch nicht akzeptiert war. An seiner Person zeige sich die eidgenössische Ambivalenz von Wirtschaftsinteressen und angeblich über den Interessen stehender Neutralität.

Das Schwarzbuch ist, wie der Titel besagt, auf Bührle ausgerichtet, auch im Fall der substanziellen Beiträge des Wirtschaftshistorikers Wolfgang Hafner über den Rüstungsindustriellen. Neben der Herkunft der Bilder ist eben die Herkunft des Geldes wichtig. Wäre es nicht Rüstungsgeld und bloss Chemiegeld oder Uhren- oder Schoggigeld, die Herkunft würde als weniger problematisch eingestuft.

Transparenter Umgang gefordert

Dahinter und davor steht aber die allgemeinere Frage des Umgangs mit Fluchtgut, eine Frage, die mit dem spektakulären Gurlitt-Erbe des Berner Kunstmuseums Auftrieb erhalten hat. Im letzten Beitrag regt der Ethnologe Heinz Nigg an, die Kunsthaus-Erweiterung auch als «Eindlung» zu einem transparenteren Umgang mit Raubkunst und Fluchtgut zu verstehen und als Anlass für ein breiter angelegtes Gedenken an die Verfolgungsgeschichte zur NS-Zeit: Es soll eine einfache Stele auf dem Vorplatz errichtet werden und es sollen, jeweils am 27. Januar, dem Holocaust-Gedenktag, die Kunstmuseen für Schulklassen geöffnet werden, damit sie sich an konkreten Fallbeispielen mit der Problematik auseinandersetzen können.

Lukas Gloor, Direktor der Stiftung Sammlung E.G.Bührle, hat zu verstehen gegeben, dass die zentralen Forderungen – Provenienzabklärung und entsprechende Deklaration bei der Bilderpräsentation – entweder bereits erfüllt seien oder noch erfüllt würden. Also viel Lärm um nichts? Wir werden sehen.

tageswoche.ch/+mijz

×

Thomas Buomberger/Guido Magnaguagno: «Schwarzbuch Bührle. Raubkunst für das Kunsthaus Zürich?» Zürich, Rotpunktverlag 2015, 255 S.

Hansjörg Schneider spricht über «Hunkelers Geheimnis» und erzählt die Geschichte von der Pistole seines Vaters.

«Den Schluss habe ich immer im Auge»

von Marc Krebs

Hansjörg Schneider, Schriftsteller aus Basel, Vater zweier erwachsener Kinder und Witwer, sitzt auf einem Bänkli in einem rustikalen Schwarzwälder Hotel und bestellt Kaffee mit einem Glas Wasser. Neben ihm hängt ein Bild des Philosophen Martin Heidegger. Angeblich sass dieser oft hier, wärmte sich den Rücken am Kachelofen.

Hier, in einem Hotel, das gleichermaßen Kurgäste und Familien anlockt, verbringt der 77-Jährige einen Grossteil des Jahres. Und führt ein Leben, nicht unähnlich dem seines Protagonisten Kommissär Hunkeler, der nach acht gelösten Fällen nicht mehr aus der Schweizer Literatur wegzudenken ist. Jetzt wird der neunte Fall, «Hunkelers Geheimnis», veröffentlicht.

Hansjörg Schneider, wie geht es Ihnen?

Gut. Ich freue mich aufs Buch.

Und gesundheitlich? Kommissär Hunkeler erwacht im neuen Buch im Spital – da zieht man als Leser natürlich gleich Parallelen und ist besorgt.

Das geht eigentlich niemanden was an.

Da haben Sie recht. Was auffällt: Hunkeler raucht kaum noch.

Ja, er hat es im Griff, total unter Kontrolle. Leider kann ich das von mir nicht behaupten. Ich habe Mühe, damit aufzuhören.

Sollten Sie denn?

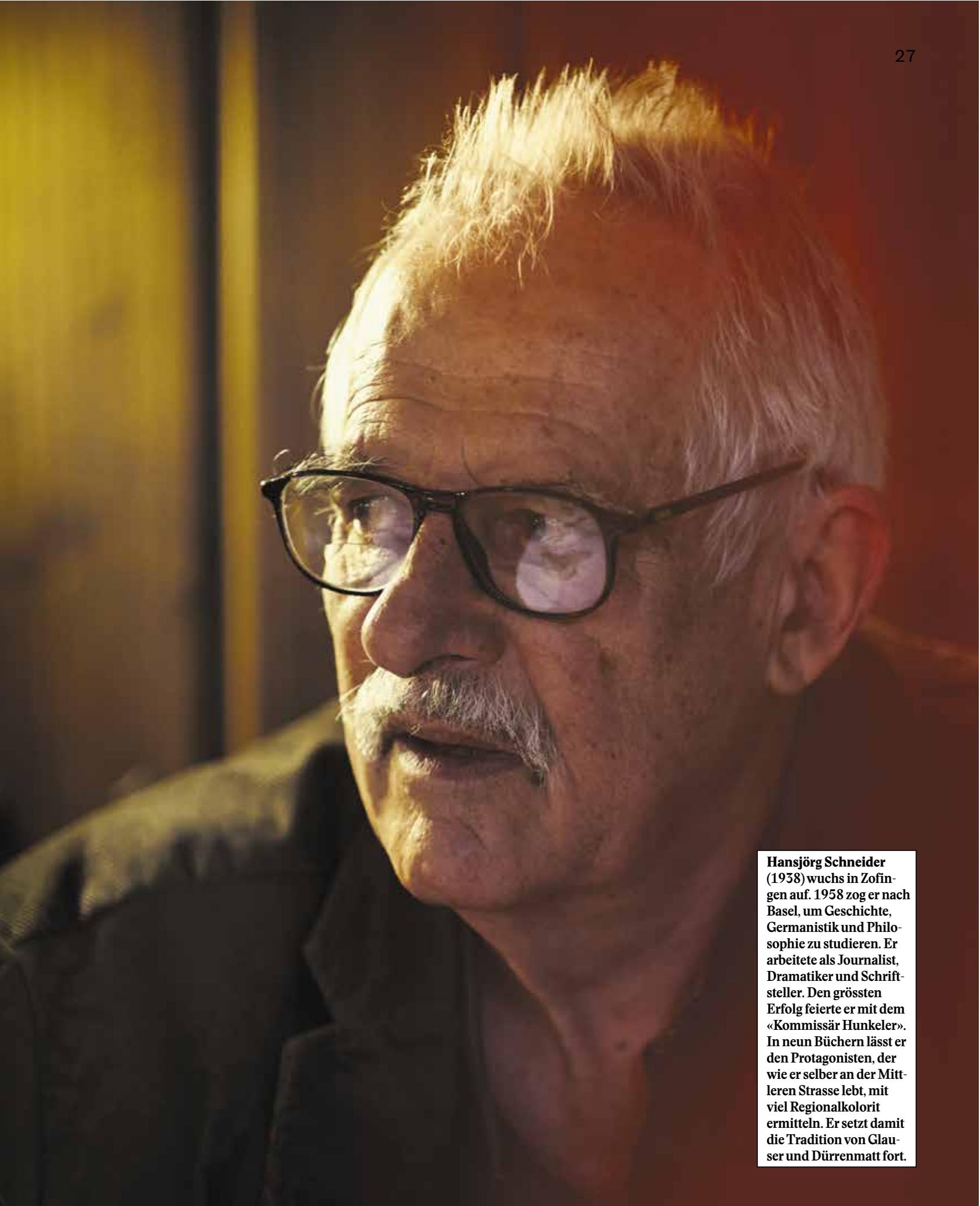
In einem gewissen Alter wäre es besser, ja. **Dafür sind Sie oft an der frischen Luft, verbringen einen Grossteil des Jahres hier oben in Todtnauberg.**

Ja. Ich bin eigentlich kein Stadtmensch, wuchs auf dem Land auf. Mit meiner Familie verbrachte ich schon in den 1970er-Jahren viel Zeit in einem wunderbaren Stöckli im Emmental, später kauften wir ein altes Bauernhaus im Elsass. Wir hatten immer etwas im Grünen, waren immer gerne auf dem Land. Todtnauberg ist nur eine Stunde von Basel entfernt, angenehme Höhe, angenehmer Ort, angenehme Leute.

Warum haben Sie sich eigentlich für den Schwarzwald entschieden und nicht für den wilden Jura? Dort könnte ich mir Sie auch gut vorstellen.

Da war ich auch einmal, 1966/1967, in der Nähe von Glovelier.

Sie halten eine Tradition aufrecht: Schriftsteller logierten immer schon



Hansjörg Schneider (1938) wuchs in Zofingen auf. 1958 zog er nach Basel, um Geschichte, Germanistik und Philosophie zu studieren. Er arbeitete als Journalist, Dramatiker und Schriftsteller. Den grössten Erfolg feierte er mit dem «Kommissär Hunkeler». In neun Büchern lässt er den Protagonisten, der wie er selber an der Mittleren Strasse lebt, mit viel Regionalkolorit ermitteln. Er setzt damit die Tradition von Glauzer und Dürrenmatt fort.

gerne in Hotels, sei es Nabokov im «Montreux Palace» oder Hesse im Basler «Krafft». Wieso?

Es ist natürlich bequem, man geniesst den Service. Aber ich sehe mich gar nicht so sehr in einer Tradition.

Liessen Sie sich hier nieder, weil schon der Philosoph Martin Heidegger hier oben seine Hütte hatte?

Nein, nein! Im Gegenteil: Mit Heidegger hatte ich immer meine Mühe. An der Uni Basel besuchte ich Kolloquien des Philosophieprofessors Hans Kunz, las dabei «Sein und Zeit» – ich verstand es offen gesagt nicht wirklich. Später las ich auch seine Rektoratsrede, die er 1933 an der Uni Freiburg gehalten hatte. Da wurde er mir richtig unheimlich.

Wegen seiner Nähe zum Nationalsozialismus?

Ja, er war ein völkischer Denker, die Allemanen waren das Grösste in seinen Augen. Ich wäre in seiner Betrachtung auch ein Allemanne, was doch kompletter Blödsinn ist! Auch sein Gedanke, dass Gesellschaften wie eine Pyramide aufgebaut seien, mit einem Führer an der Spitze, war total antidemokratisch, das fand ich immer abstossend.

Wie verbringen Sie hier in Todtnau Ihre Tage?

Ich fahre morgens meistens nach Todtnau runter, lese Zeitung und gehe dann zwei, drei Stunden «go loufe». Das ist wunderbar. Es ist ein ideales Wandergebiet, gerade im Sommer, wenn es in der Stadt heiss ist. Im Winter gehe ich langlaufen. Aber gemütlich. Man könnte es skiwandern nennen.

Gehen Sie bei jedem Wetter?

Ja, ausser es stürmt. Dann gehe ich schwimmen.

Und am Nachmittag?

Da schreibe ich. Am liebsten ab 14 Uhr, ich bin kein Morgenschreiber. Vier, fünf Stunden pro Tag, das ist die Regel. Länger schreibe ich nur in Ausnahmefällen, weil das auf Dauer erschöpfen würde.

Wie schreiben Sie – auf der Schreibmaschine?

Nein, von Hand.

Von Hand?

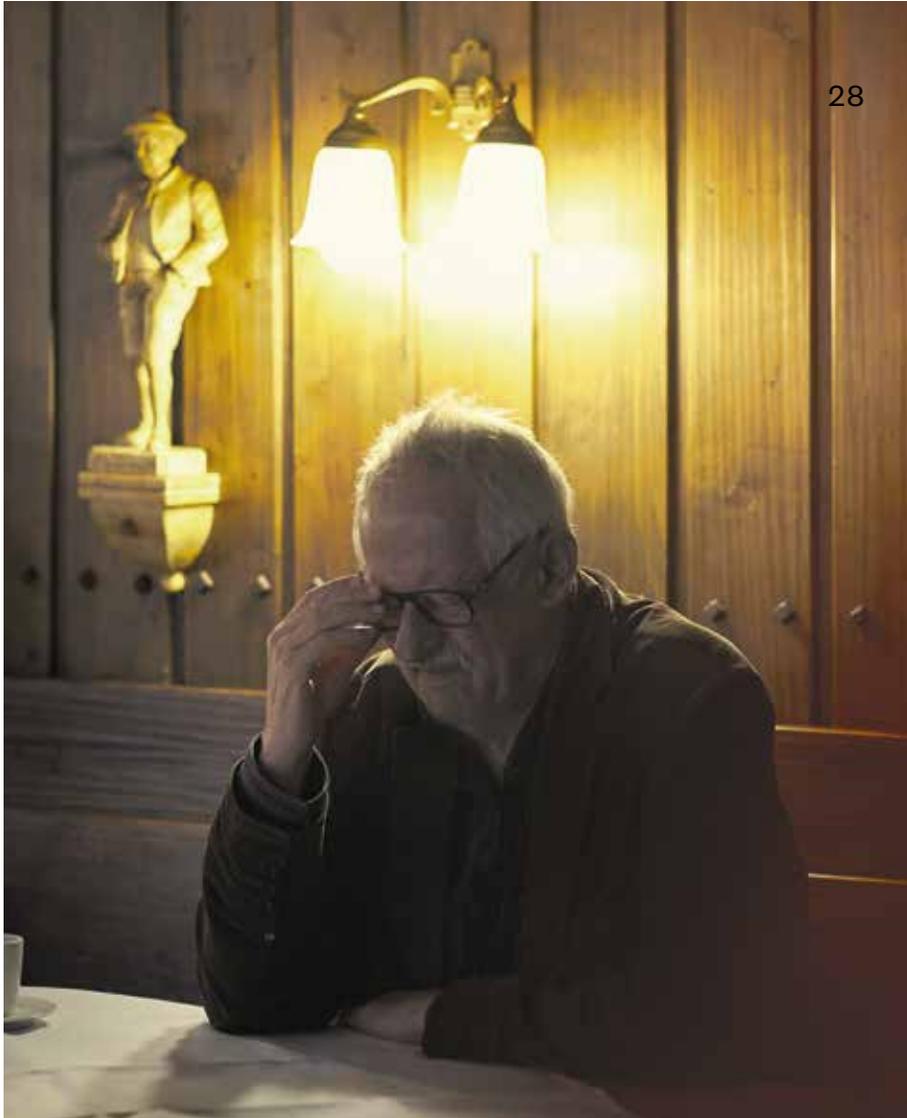
Ja. Das machen die meisten meiner Generation. Auf den Computer mochte ich nicht mehr umstellen. Ich weiss, dass Jüngere sagen, der Computer erleichtere das Schreiben. Ich misstrau dem aber, denn das verleitet dazu, immer wieder zu verändern und demzufolge zu früh zu schreiben. Ich jedenfalls könnte das nicht. Im Grunde schreibe ich einen Satz erst dann auf, wenn ich ihn so habe, wie ich ihn wirklich möchte. Gut möglich, dass ich ihn einige Minuten lang im Kopf variere. Irgendwann aber muss man sich entscheiden – oder aufhören.

Werden Sie manchmal sauer, wenn Sie nicht zufrieden sind mit dem Gedanken?

Sauer nicht. Aber aggressiv. Dann rufe ich aus.

Und wie fangen Sie ein neues Buch an?

Ich überlege mir lange, wie die Geschichte laufen soll, von Anfang bis zum Ende. Dann fange ich an und merke schon



Heidegger (an der Wand) fand Schneider immer abstossend.

FOTO: BASILE BORNAND

bei den ersten Sätzen, ob es geht oder nicht. Manchmal ist es noch zu früh, dann muss ich aufhören und immer wieder probieren, bis ich merke, dass es läuft, ich einen Rhythmus gefunden habe. Dann schreibe ich jeden Tag, auch an Weihnachten, damit ich nicht herausfalle ...

... aus dem Rhythmus?

Ja, und aus der Geschichte. Den Schluss habe ich immer im Auge. In dieser Gedankenwelt zu leben, das ist dann auch das Schöne am Schreiben.

«Ich misstrau dem Schreiben am Computer, denn es verleitet dazu, immer wieder zu verändern und demzufolge zu früh zu schreiben.»

Gibt es angefangene «Hunkeler», die noch der Vollendung harren?

Nein. Aber es gibt angefangene Anfänge. Fünf, sechs Seiten, bei denen ich nicht weiterkam. Ich bin auf einer Fährte mit meinen Gedanken, die lasse ich nicht so schnell los. Am neuen Roman habe ich lange rumstudiert. Ich wusste, dass ich das Thema Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg einbauen woll-

te. Aber ich wusste lange nicht, wie. 1968 kam Häslers Buch «Das Boot ist voll» heraus. Das hat mich enorm beschäftigt. Vor zwei Jahren dann wurde das Buch «Fast täglich kamen Flüchtlinge» von Lukrezia Seiler und Jean-Claude Wacker neu aufgelegt. Das gab den Anstoss.

2014 wurde das Thema durch den Film «Akte Grüninger» in Erinnerung gerufen ...

Ja, den habe ich auch gesehen, gut gemacht. Das Thema ist zeitlos, man schämt sich noch immer, wie sich die Schweiz damals verhalten hat. Immerhin darf man nicht vergessen, dass viele Leute den Flüchtlingen halfen, denn längst nicht alle waren der Ansicht, dass man die Juden nicht reinlassen dürfe. Der Beschluss des Judenstempels wurde ja vom Bundesrat am sogenannten Volk vorbei gefällt.

War das aktuelle Flüchtlingsdrama oder die «Akte Grüninger» Auslöser für diesen Aspekt im neuen «Hunkeler»?

Nein, weder noch. Die Idee hatte ich schon vor vier Jahren. Und sie war schon viel länger präsent. Der Verleger Egon Karter etwa stammte aus einer jüdischen Familie. Er war in Böhmen geboren, arbeitete als Schauspieler in Amsterdam, floh während des Kriegs über Paris und schwamm durch den Lac Léman nach Genf. Er kam in ein Interniertenlager, überlebte in der Schweiz und gründete in Basel die Komödie. Schicksale wie dieses gingen mir nahe.

Interessant, dass Sie die gegenwärtige Flüchtlingspolitik gar nicht vor Augen hatten.

Die Situation war eine ganz andere. Die Leute kamen aus Europa, aus unserer Umgebung, die Bedrohung durch die Deutschen war nah, für jeden spürbar. Mein Vater zum Beispiel, ein Gewerbeschullehrer, schimpfte in der Schule über den Nationalsozialismus und Hitler – und vernahm dann, dass er auf der schwarzen Liste der Schweizer Nazis stehe.

Ihr Vater äusserte sich gegen Hitler?

Ja. Und er wusste auch, dass er erschossen würde, wenn die Wehrmacht einmarschieren würde. Also kaufte er sich eine Pistole. Ich fragte ihn später: Warum hast du dir die Pistole gekauft? Er sagte, weil er dann noch versucht hätte, drei stadtbekanntes Zofinger Nazis zu erschliessen. Die Pistole habe ich heute noch.

Eine eindrückliche Anekdote.

Ich fand in einer seiner Schubladen auch Schriften von Widerstandsbewegungen.

Manche Menschen entlang der Grenze ignorierten das Gesetz und wurden zu Fluchthelfern, aus Mitgefühl.

Genau. Ich habe auch mit Matthias Gnädinger noch darüber gesprochen (der Kommissär Hunkeler spielte und im April starb, die Red.) – er hätte den Film wahnsinnig gern gemacht. Er stammte aus Ramsen, direkt an der Grenze zu Deutschland. Seine Familie versteckte viele Flüchtlinge und half diesen, ins Landesinnere zu gelangen. Noch lange nach dem Krieg erhielten sie Besuch von Leuten aus Kalifornien, deren Leben sie sozusagen gerettet hatten. In den Grenzregionen, auch hier in Basel, hatten die Leute die Flüchtlinge vor Augen. Aber die Grenzschutz unterstand dem Bund und hatte den Auftrag, die Juden zurückzuschicken.

Eine eindrückliche Figur, die Sie im neuen Buch erwähnen, scheint der

Basler Fritz Brechbühl gewesen zu sein.

Man sprach damals vom Roten Basel, denn die Linken hatten vier Regierungsräte. Einer davon war Brechbühl, ein Sozialdemokrat. Er war Polizeidirektor und entschied, dass alle Flüchtlinge, die aufgegriffen wurden, in den Lohnhof gebracht wurden. Niemand sollte einfach zurückgeschickt werden, das lief alles über sein Pult.

Er war quasi der Basler Grüninger?

Von ihm spricht man allerdings kaum noch.

Das dünkt mich typisch für Basel. Man könnte ja stolz sein auf die relativ liberale Flüchtlingspolitik. Das war toll, grossartig, dass man so die Leben vieler Menschen retten konnte. Aber warum Basel das nicht gross thematisiert, weiss ich auch nicht.

Inwiefern typisch für Basel?

Man tut das Richtige, aber man spricht nicht darüber.

Im Buch schreiben Sie den wunderbaren Satz: «Gerade weil Basel eine urbane Stadt ohne Hinterland war, funktionierte sie wie ein Dorf, in dem die Alteingesessenen die Fäden zogen. Ein zugezogener Aargauer würde nie dahinterkommen, wie das funktio-

nierte.» Trifft das auch auf Sie zu: Wurden Sie nie ganz integriert?

Ich habe mich auch nie darum bemüht. Ich finde Basel eine wunderbare Stadt zum Leben, und eine der besten Eigenarten ist die Diskretion der Basler. Sie lassen sich nicht so leicht aus der Fassung bringen, lassen einen leben. Das gefällt mir wahnsinnig. Und die Lebensqualität: Es ist wie im Paradies. Kürzlich war ich wieder einmal im Rhein schwimmen, an einem Samstag, im Rhybadhüsli. Da fiel mir auf, dass mittlerweile die ganze Stadt ein Strandbad geworden ist, unglaublich eindrücklich. Und toll!

Im Buch aber liest man einen leichten Stadtverdruss aus «Hunkelers Geheimnis» heraus.

Nun ja, es geht ihm wie mir: Ich behalte die Wohnung und den Wohnsitz in Basel, bin immer wieder einige Zeit in der Stadt, um Freunde zu treffen. Aber das kulturelle Angebot – Kinos, Theater, Kunstmuseen – brauche ich nicht mehr gross, ich habe es gesehen. Die Neugierde hat sich verlagert.

Wohin?

Ich lese wie vergiftet Sachbücher zu historischen Themen, sei es über Karl den Grossen, die römische Republik oder über die Kreuzzüge.

«Man tut das Richtige, aber man spricht nicht darüber. Das dünkt mich typisch für Basel.»

Ihr historisches Interesse dringt auch in Ihren Büchern immer durch.

Das stimmt, ja. Ich finde historische Informationen packend – wie ein Krimi.

Im neuen Buch streifen Sie auch die Studentebewegung von 1968. Wie haben Sie diese selbst erlebt?

Ich war schon 30, gehörte selber nicht mehr dazu. Aber ich war angestellt von der «National-Zeitung», um über studentische Belange zu schreiben, berichtete von Paris, aber auch aus Basel, wo ich an allen Versammlungen und Sit-ins teilnahm und Interviews führte mit den jungen Typen. Ich war erstaunt, wie frech diese waren, hatte ich doch noch gelernt, dass man den Kopf einzog, klein beigab. Die aber trauten sich mehr, was ich bewunderte. Viele ihrer Forderungen fand ich ja auch gut. Allerdings konnte ich es nicht ernst nehmen, wenn einer zum bewaffneten Widerstand gegen den Kapitalismus aufrief.

Sie selber wurden 1968 Vater Ihrer Zwillinge. Zu dieser Zeit, sagten Sie mir einmal, konnten Sie sich keine drei Cognacs in der Rio Bar leisten – und heute, wo Sie das Geld dafür hätten, würden Sie sie nicht mehr vertragen. Fies.

Ja, das stimmt. Wir erhielten grosszügige Unterstützung von einer Tante, die meiner Frau jeweils die Hälfte ihrer AHV schickte. Wir lebten in einer kleinen Woh-

nung, ich arbeitete in einer Mansarde in der Bernoullistrasse. Da lag das Unicafé nahe, wo ich mich natürlich oft umhörte, für meine journalistische Arbeit. So lernte ich auch zwei Theologiestudenten kennen, die etwa den Einmarsch der Russen in Prag begrüsst. Wie man das befürworten konnte, verstand ich überhaupt nicht. Ich glaube, dass einige geblufft hatten – und mit der Mode gingen. Es war modisch, Mao- und Lenin-Abzeichen im Knopfloch zu tragen. Das konnte ich nicht ganz ernst nehmen, wenn man eine Biografie über Mao liest, dann stehen einem die Haare zu Berge – das war ja ein grausamer Verbrecher.

Im Buch beschreiben Sie die Verbürgerlichung der 68er, die ja in der Realität auf viele ehemalige Bewegte und Linke zutrifft. Auch auf Sie?

Ich gehörte nie wirklich dazu. Natürlich wollte ich «Das Kapital» von Karl Marx lesen, doch kam ich nie über die ersten 50, 60 Seiten hinaus. Das Buch war stinklangweilig, was damals einfach nicht alle zugeben wollten. Der Ansatz aber war durchaus interessant, lebendig, kräftig, vital. Endlich sollten auch die jungen Leute etwas zu sagen haben, diese Ansicht habe ich natürlich schon unterstützt. Aber wie erwähnt waren viele Parolen auch einfach in Mode.

Eine Parole, der Hunkeler stets zu folgen scheint, lautet: «Der Mensch ist ein Lauftier. Er muss laufen und in Bewegung bleiben. Das hält ihn am Leben.»

Ja, ja, das ist ein alter Spruch von mir. Nun müssen Sie aber mit Verlusten leben, Kollegen wie Urs Widmer oder Matthias Gnädinger sind in den letzten Monaten verstorben ...

Ja, beide waren Freunde von mir. So ist es halt, wenn man alt wird. Man muss immer öfter Abschied nehmen.

Wie können Sie damit umgehen, mit der Tatsache, dass das Leben einsamer wird?

Nun, das Schreiben hilft. Denn wenn man sich zu fest dem Verlust hingibt, wird man depressiv. Ich habe das Glück, dass ich noch so fit bin und arbeiten kann. Ich würde gerne noch weitere Bücher schreiben, werde das auch auf jeden Fall probieren. Sonst würde ich mich zu Tode langweilen.

Das Schreiben als Fluchthilfe aus der Einsamkeit?

Jaja! Der Lebensumkreis schränkt sich im Alter ein, auf verschiedenen Gebieten, und die Erinnerung wird immer wichtiger. Schreiben ist ja auch sich erinnern. Wenn man das Gefühl hat, sein Leben verpasst zu haben, dann stimmt das traurig. Ich aber denke, dass ich ein wunderbares, spannendes und reiches Leben hatte. Viel probiert, viel passiert, viel abverreckt – und vieles auch gelungen.

tageswoche.ch/+eivan

×

«Hunkelers Geheimnis» erscheint beim Diogenes Verlag in Zürich.

Buchtaufe in Anwesenheit von Hansjörg Schneider: 8. September, 19.30 Uhr, Volkshaus Basel.

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

San Antonio

«Die Grenze ist verfault», kommentierte der venezolanische Staatspräsident Nicolás Maduro den Streit mit Kolumbien wegen des grassierenden Drogenschmuggels. Der Kühlschrank dieser Flüchtlinge kommt da zu spät.

CARLOS GARCIA RAWLINS/
REUTERS

**Kabul**

Nach der schwersten Anschlagsserie in Afghanistan seit Jahren mit Dutzenden von Toten kühlt sich die Lage wenigstens für diesen Jungen erfreulich ab.

MOHAMMAD ISMAIL/
REUTERS

**Peking**

Hürdenläufer Ronald Forbes ist nicht gerade als Überflieger bekannt. So hat er an den Weltmeisterschaften in Peking eine saubere Bauchlandung hingelegt.

PAWEŁ KOPCZYŃSKI/
REUTERS



Kalebera

Zeigt her eure Füße: Dru Collie von der NGO Sole Hope erklärt Kindern in Uganda, wie sich der Befall mit Sandflöhen behandeln lässt – mit Rasierklingen und einem Paar Grattisschuhen.

JAMES AKENA/REUTERS



Weston-Super-Mare

Jetzt kommt das Vögelchen: Streetart-Künstler Banksy hat mit «Dismaland» seine Version eines disfunktionalen Themenparks entworfen. An Fotomotiven fehlt es jedenfalls nicht.

TOBY MELVILLE/
REUTERS



Flüchtlingskrise

Die Reise Tausender Migranten durch Griechenland, Mazedonien, Serbien und Ungarn überfordert die Balkan-Staaten.

Flucht in den Westen

von Zana Cimili und Krsto Lazarević / n-ost

Der Bahnhof Gevgelija an der mazedonisch-griechischen Grenze ist zum Symbol der Flüchtlingskrise geworden. Hunderte Menschen warten hier darauf, Mazedonien wieder zu verlassen und den Weg nach Westeuropa aufzunehmen.

Unter ihnen befinden sich Omar Kerem, ein Pharmazeut aus Damaskus, seine Frau und ihre drei Kinder. Sie melden sich in Gevgelija an, wo sie in der Nähe des Bahnhofs ein Zelt aufgestellt haben. Danach haben sie 72 Stunden Zeit, das Land zu verlassen.

Omar Kerem betont, dass er keine andere Wahl hatte, als Damaskus zu verlassen: «Meine Apotheke, mein Haus und mein Auto – alles habe ich verloren. Ich danke Gott dafür, dass es wenigstens meiner Familie gut geht. Ich werde mich aufopfern, damit meine Kinder eines Tages ein besseres Leben führen können.»

Das Rote Kreuz und das Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen haben Zelte

und Toiletten für die Menschen errichtet, die rund um den Bahnhof schlafen. Ein Helfer des Roten Kreuzes sagt: «Die Gruppen werden immer grösser, und viele Menschen benötigen medizinische Hilfe.» Eine Bürgerinitiative verteilt Essen. Weil der Bedarf so gross ist, bekommen an manchen Tagen nur Kinder und Frauen etwas. Der Aktivist Avni Asllani sagt: «Die Menschen brauchen viel mehr als ein Sandwich, aber leider sind unsere Mittel begrenzt.»

Tränengas und Schlagstock

An die Zukunft möchte Omar Kerem derzeit nicht denken. Im Moment geht es ihm wie Zehntausenden anderen Flüchtlingen aus Syrien, Afghanistan und dem Irak nur darum, über die sogenannte Westbalkan-Route in die EU zu gelangen.

Diese Reise führt über die Türkei, meist in der Gegend um Izmir, über den Seeweg auf eine griechische Insel. Einmal aufs Festland gelangt, kommen die Menschen

anschliessend zu Fuss an die griechisch-mazedonische Grenze. Eigentlich müssten sie laut Gesetz in Griechenland bleiben, weil dies das erste EU-Land ist, das sie betreten haben. Doch weil die Zustände in dem Krisenland unzumutbar sind, darf kein Staat der EU sie dorthin zurückschicken.

Die Lage auf dem Bahnhof von Gevgelija ist inzwischen dramatisch: Weinende Kinder liegen auf dem Boden, die Gesichter der Erwachsenen erzählen von bitterer Enttäuschung und Ungewissheit.

Die 180 Kilometer, die durch Mazedonien führen, galten noch bis vor Kurzem als einer der gefährlichsten Abschnitte auf dem Weg in die Europäische Union. Nachdem mindestens 28 Menschen starben, weil sie von Zügen erfasst wurden, ergriff die mazedonische Regierung am 19. Juni Massnahmen, durch welche die Grenzen faktisch abgeschafft wurden. Auf Druck von Hilfsorganisationen ermöglichte der Staat Flüchtlingen, Busse und Züge zu nutzen, nachdem man sich registriert hat. Nach der Registrierung bleiben den Flüchtlingen 72 Stunden Zeit, das Land zu verlassen.

Mit dieser Durchwink-Politik Mazedoniens schien es vergangenen Donnerstag vorbei zu sein. Das Land rief aufgrund der vielen Flüchtlinge den Ausnahmezustand aus. Das Militär rückte aus, um die Grenze zu Griechenland zu verteidigen und das Land abzuschotten. Mithilfe von Blendgranaten, Schlagstöcken und Tränengas wurde die Grenze zu Griechenland abgeriegelt. Mehrere Flüchtlinge wurden verletzt.

Die militärische Abschottung des Landes währte allerdings nur kurz. Bereits am Samstag wurden wieder schwangere Frauen und Familien mit Kindern über die Grenze gelassen. Hunderte, die nicht herüber gelassen wurden, durchbrachen einfach die Absperrungen. Inzwischen hat Mazedonien zugesichert, die Grenzen nicht wieder zu schliessen.

Auf der Flucht werden Kinder oft von ihren Eltern getrennt.

FOTOS: MARKO RISOVIC

Furcht und Ungewissheit

Aber Mazedonien ist sowieso nur ein Zwischenhalt: Der Zug aus Gevgelija, der die Menschen an die serbische Grenze bringt, ist überfüllt. Die erste Familie, die den Zug betritt, kommt aus Idlib, dem Nordosten Syriens. Der Vater ist Röntgenologe, die Mutter arbeitete einst als Professorin an der Universität von Aleppo. Sie reisen gemeinsam mit ihren drei Kindern. Ihre Namen wollen sie nicht verraten.

Besorgt schaut der 45-Jährige aus dem Fenster und erzählt in bestem Englisch: «Unsere Stadt wurde überfallen, mein Klinikum zerstört. Ich hatte 20 Angestellte und eine Karriere. Jetzt habe ich nichts mehr.»

Der erste Waggon ist für Mazedonier und Touristen reserviert. Die Menschen hier haben es bequem. In den hinteren Waggonen drängen sich müde Flüchtlinge. Die meisten nutzen die Zeit, um ein wenig zu schlafen, viele davon auf dem Boden.

Auf der langen Flucht aus Syrien bilden sich Solidargemeinschaften. Damit die





Das Areal rund um den Bahnhof Gevgelija an der griechisch-mazedonischen Grenze hat sich zu einem Flüchtlingslager entwickelt.

Familie aus Idlib es leichter hat, reisen sie gemeinsam mit einer Gruppe junger Männer, die inzwischen Teil der Familie geworden sind. Die Mutter erzählt: «Mit zwei kleinen Kindern und einem Baby brauchen wir jemanden, der uns hilft, den schwierigen Weg nach Europa zu schaffen.»

In den überfüllten Waggonen weiss niemand, wie lange die Fahrt dauert. Nach sechs Stunden gibt der Kondukteur ein Zeichen: «Endstation». In den Gesichtern der Menschen kann man Furcht und Ungewissheit sehen. Kurz vor der serbischen Grenze müssen die Flüchtlinge den Zug verlassen.

Rasch über die Grenze, bevor Ungarn den Zaun fertig gebaut hat.

Die Türen öffnen sich, die Menschen drängen nach draussen, und die Odyssee geht weiter. Vor Ort wartet die mazedonische Sektion des Roten Kreuzes und verteilt Sandwiches an die ankommenden Flüchtlinge, die nach der stundenlangen Fahrt hungrig sind.

Ahmet, ein junger Designer aus dem Irak, und seine Freunde verzichten auf das

Sandwich und wollen sich nicht weiter aufhalten lassen. Ihr Ziel ist es, schnellstmöglich an die ungarische Grenze zu kommen und dort den Zaun zu überqueren, bevor die neue Grenzsicherung fertig gestellt wird.

Ahmet sagt: «Wir wollen es dorthin schaffen, bevor der Zaun fertig gebaut ist. Dort werden wir versuchen über die Grenze zu kommen.» Tausende warten an der Grenze zu Serbien auf die Fortsetzung ihrer Reise. Alleine in der Nacht zu letztem Sonntag sind 7000 Flüchtlinge über die Grenze nach Serbien gekommen. Nicht immer bleiben da Familien zusammen: Wie Augenzeugen berichten und Bilder zeigen, sind viele Eltern von ihren Kindern getrennt worden, weil sie es nicht gemeinsam an den Sicherheitskräften vorbei geschafft haben. Die Sorge ist, dass Zehntausende Menschen in den völlig überforderten Staaten Serbien und Mazedonien stranden könnten, wenn Ungarn seine Grenzen dicht macht.

Bevor der Weg sie weiter an die serbisch-ungarische Grenze führt, müssen sie sich in der serbischen Grenzstadt Presevo eine Aufenthaltsgenehmigung holen. Einer von ihnen zeigt mit der Hand Richtung Norden, und sie verschwinden in der Dunkelheit. Von Presevo aus versuchen die meisten

Flüchtlinge, in den Norden Serbiens nach Subotica zu gelangen. Dort waren die Grenzen bis vor Kurzem kaum gesichert und Schmugglerwegen aus der Zeit der internationalen Sanktionen gegen Serbien wurden reaktiviert, um Menschen nach Ungarn zu bringen.

Das Ziel heisst Europa

In den Parks Belgrads schlafen Flüchtlinge, während Schmuggler und Ladeninhaber an der serbisch-ungarischen Grenze das Geschäft ihres Lebens machen. Erst als Anfang dieses Jahres Zehntausende Kosovaren innerhalb kürzester Zeit illegal über Ungarn in die EU einreisten, wurden vermehrt Polizeikräfte an der Grenze eingesetzt.

Die ungarische Regierung baut einen 175 Kilometer langen Zaun an der Grenze zu Serbien, und sie hat die Arbeiten beschleunigt. Die Pläne der ungarischen Regierung haben sich herumgesprochen: Die Chancen sinken, der Andrang wächst. Laut den Behörden am Bahnhof Gevgelija ist die Zahl der Flüchtlinge innerhalb kürzester Zeit von 400 auf 2000 pro Tag gestiegen. Aber weder Mazedonien noch Serbien noch Ungarn sind das wirkliche Ziel. Die meisten Flüchtlinge wollen nicht bleiben, sie wollen nach Westeuropa.

tageswoche.ch/+x19cx

×

Im Zug von Budapest nach Zürich treffen Touristen auf Flüchtlinge und Hooligans. Eine schockierende Begegnung.

«Willst du eins auf die Fresse?»

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen.» Dieses Zitat des Dichters und Journalisten Matthias Claudius avanciert Sommer für Sommer zum Leitsatz junger Menschen, die ihre Ferien dazu nutzen, per Zug oder Bus durch Europa zu tingeln, um auf Reisen ihren Erfahrungsschatz zu bereichern.

Doch das Reisen in Europa hat sich verändert. Vor allem die Wege in den Osten führen rasch zur Konfrontation mit dem Flüchtlingsandrang, den wir hierzulande vor allem aus den Medien kennen. Und so werden viele, die in diesem Sommer ihren Interrail-Trip abgespult haben, von ähnlichen Erfahrungen wie diesen hier berichten können. Erlebnisse, die schwer einzuordnen sind und sich von früheren Ferieneindrücken komplett unterscheiden.

Budapest, Bahnhof Keleti. Der grösste der drei Bahnhöfe Budapests ist zugleich auch der bedeutendste, hier verkehren am meisten Passagiere, von hier gibt es die internationalen Verbindungen. Noch bei unserem Besuch vor zwei Jahren war dieser

Bahnhof Keleti in Budapest: Wer von hier verreisen will, muss erst an gestrandeten Flüchtlingen vorbei.

FOTO: KEYSTONE



Bahnhof der durchschnittliche osteuropäische Bahnhof, lange Wartezeiten und der abgeranzte Charme einer baufälligen Schalterhalle inklusive. Heute sind die Wartezeiten noch immer lang. Aber die Architektur interessiert niemanden mehr.

Flüchtlinge am Bahnhof Budapest

In der Unterführung zur U-Bahn, unter den Dächern des Vorplatzes und unter Mauervorsprüngen: Überall, wo ein Stück Wand Schutz vor dem sintflutartigen Regen spendet, liegen Flüchtlinge an diesem 18. August 2015. Es sind Familien und vereinzelt junge Männer aus Syrien, dem Irak, Afghanistan, die es über den Balkan bis nach Budapest geschafft haben. Ein vorbeieilender Helfer telefoniert auf Deutsch, über tausend Flüchtlinge seien allein in der vergangenen Nacht angekommen, erzählt er aufgeregt. Der Bahnhof in Budapest wird für viele zum notdürftigen Auffangbecken, die Behörden stellen Wasserspender bereit, eine Abgabestelle verteilt Kleider und Medizin.

Die Bevölkerung scheint irritiert, einige fotografieren, andere versuchen starren Blicks durch die am Boden sitzenden Gruppen hindurchzusteuern. Am Vorabend ging in Budapest das Sziget Musikfestival zu Ende, neben den Flüchtlingen bevölkern ganze Scharen von Backpackern die Bahnhofshallen. Ein seltsames Zusammentreffen der jungen europäischen Feierszene mit Menschen auf der Flucht. Mit Letzteren haben die jungen Backpacker, ausser vielleicht der Müdigkeit, so gar nichts gemein: Man ist froh, wenn man sein Ticket in der Tasche hat. Endlich weg, endlich wieder nach Hause, Kleider waschen, duschen.

Auf den Gängen vor den Abteilen wird die Stimmung aggressiv. Ein rechtsextremer Mob deckt die Flüchtlinge mit den übelsten Schmähungen ein.

Auch wir sind am Ende unserer Reise durch den Osten Europas angelangt und steigen in Budapest in den Nachtzug nach Zürich. Die Waggon sind bis auf den letzten Platz belegt. Es sind Ehepaare, Geschäftsleute oder Backpacker auf dem Weg nach Wien, Salzburg, Zürich.

Gegen Mitternacht erreichen wir Wien. Auf dem Perron herrscht grosse Hektik, vor den Fenstern huschen Schatten hin und her. Ein Teil des Zugs wird abgekoppelt und fährt in eine andere Richtung weiter.

Unter die Hektik der Umsteigenden mischt sich Lärm, «Österreich den Österreichern» brüllt jemand, «Scheissflüchtlinge», ein anderer. Eine Gruppe von ungefähr 20 Menschen versucht, einen Platz im Zug



Endlich unterwegs, doch selbst im Zug drohen Flüchtlingen Anfeindungen. FOTO: REUTERS

zu ergattern; es sind Flüchtlinge, wie wir sie in Budapest gesehen haben. Familien mit Kindern, junge Männer, die allein unterwegs sind. In denselben Zug steigen zudem die Menschen mit den wütenden Stimmen, offensichtlich eine Gruppe Besucher eines Fussballspiels auf der Heimreise.

Demütigungen ohne Widerrede

Vor den Türen der Abteile, in denen sich die Flüchtlinge mit den zugestiegenen Passagieren den wenigen Platz teilen, der noch übrig bleibt, wird die Stimmung aggressiv. Die Fussballfans offenbaren sich rasch als geschlossener rechter Mob, der die eingeschüchterten Flüchtlinge mit den übelsten Schmähungen eindeckt. Es werden Fotos gemacht, Beleidigungen wie «dieses Flüchtlingspack stinkt, ich bekomme keine Luft», gehören zu den harmloseren. Jeder Spruch eines Einzelnen wird von der Gruppe mit Grölen und Gelächter quittiert.

Vor der Türe unseres Abteils hat sich ein junger Mann die Mütze tief in die Stirn

gezogen. Er schaut sich auf seinem Handy Bilder an von Freunden, Verwandten, vielleicht seiner Familie. Er weint, während über ihn die Schmähungen und Hasstiraden des Mobs herunterprasseln. Jeder Versuch zu intervenieren wird sofort unter Androhungen von Gewalt erstickt. «Willst du eins auf die Fresse?» Der offene Blick auf die pöbelnde Gruppe hält Einzelne wenigstens davon ab, Fotos von den Flüchtlingen zu machen, die sich mittlerweile auf den Boden gelegt haben.

Der Zug hält selten, nach und nach steigen Teile des Mobs aus, nicht ohne von aussen an die Fenster des Zuges zu poltern. Die Flüchtlinge fahren noch eine Weile weiter, erst nach Salzburg stellt sich heraus, dass nicht alle von ihnen ein Ticket besitzen. Auch sie müssen an der nächsten Station aussteigen.

In der Schweiz herrscht wieder Ruhe

Danach herrscht wieder Ruhe im Zug. Einige Passagiere lesen oder versuchen zu schlafen, während im Morgengrauen die Bündner Berge vorbeigleiten. Gegen neun Uhr erreicht der Zug Zürich, die Ansagen verkünden die Anschlüsse. Keine Flüchtlinge weit und breit.

Aber vielleicht werden da ja irgendwann welche sein, vielleicht werden auch die Schweizer Bahnhöfe eines Tages zu Notunterkünften mittelloser Reisender auf der Flucht. Das Bahnreisen wird dann auch hierzulande weniger komfortabel. Und leider ist es vorstellbar, dass diese Menschen auch in der Schweiz mit dem geifernden Hass eines unkontrollierten Mobs konfrontiert würden, dass sie Beschimpfungen und Demütigungen über sich ergehen lassen müssten, als wären sie lebensunwürdiges Geziefer.

tageswoche.ch/+9nvnv

×

Auch in der Schweiz liegt die Hemmschwelle zu offenem rassistischem Gebaren erschreckend tief, das entlarvt der Winterthurer Musiker David Langhard (alias Admiral James T.) mit einem Facebook-Kommentar vom 8. August. Langhard hatte auf Facebook Kommentare unter Klarnamen gesammelt und zur Anzeige gebracht, die offensichtlich gegen das Rassendiskriminierungsgesetz verstossen. Der Kommentar löste eine Kettenreaktion aus und trug dem Musiker viel Sympathie, aber auch Drohungen ein. Das Magazin «Vice» und andere Medien veröffentlichten in der Folge Anleitungen zur Anklage rassistischer Online-Kommentare in der Schweiz.

Die Titanwurz ist die grosse Attraktion des Botanischen Gartens. Mit den Einnahmen will der Basler Botaniker Heinz Schneider den Naturschutz in Südamerika unterstützen.

Basler Titanwurz rettet Urwald in Ecuador

von Stefan Boss

Am Anfang standen eine Summe Geld und eine Idee. Das Geld stammte aus der Titanwurz-Ausstellung im Botanischen Garten der Uni Basel, die in den Jahren 2011 und 2012 das Publikum in Scharen angelockt hatte. Mit den Einnahmen sollte für ein Naturschutzprojekt ein Stück Land in Indonesien gekauft werden, dort, wo die Titanwurz herkommt. Das jedenfalls war die Idee.

Doch Heinz Schneider, Botanikdozent und Kustos der Pflanzensammlungen am Botanischen Institut der Uni Basel, konnte im südostasiatischen Inselstaat keine verlässlichen Projektpartner finden. Die Mittel wären dort womöglich versickert, vermutet der 59-Jährige.

Da machte ihn der Basler Orchideengärtner, ein Ecuadorianer, auf die extrem artenreichen Bergwälder in seiner Heimat aufmerksam. Diese seien akut von Abholzung bedroht. Also beschloss Schneider, über den Verein des Botanischen Gartens, dessen Präsident er ist, zusätzliche Gelder zu sammeln, um ein Stück Wald in Ecuador zu kaufen. Das war vor zwei Jahren.

Artenvielfalt gegen Frappés

Nun sitzen wir in einem Pausenraum des Botanischen Gartens beim Spalentor, Schneider ist eben aus Ecuador zurück. «Der Wald an der Grenze zu Kolumbien ist an vielen Stellen in sensationell gutem Zustand», schwärmt er. Das ecuadorianische Gebiet gilt als eines der artenreichsten der Welt, als Hotspot der Biodiversität. Jeder Baum dort sei ein kleiner botanischer Garten. Bei ihrem Besuch im Juli haben die Forscher zwei neue Baumarten entdeckt, die sonst nirgends auf der Welt vorkommen. Auch wurde ein Papagei gesichtet, der in Ecuador ausgestorben war, und die im tropischen Südamerika am meisten gefährdete Affenart nachgewiesen.

«Ich bin sehr zufrieden, wie das Schutzprojekt angelaufen ist», hält Schneider fest. In Basel waren beim Fundraising rund 200 000 Franken zusammengekommen.

Damit konnte auf der Pazifikseite des Andenstaats beim Dorf Chical ein Gebiet von 200 Hektaren Urwald gekauft werden. Zusätzlich stiegen amerikanische und britische Ornithologen ins Projekt ein. Das ermöglichte, weitere 165 Hektaren zu kaufen.

Bedroht sind die Urwälder, weil lokale Bauern die Bäume roden, um Naranjillas anzubauen, eine Frucht, die mit der Tomate verwandt ist. Naranjillas werden in Ecuador zu Frappés verarbeitet – und versprechen den Bauern schnelles Geld.

Das Problem: Nach zwei Jahren sind die Böden ausgelaugt, und die Bauern suchen sich ein neues Stück Wald zum Roden. Zudem werden für den Naranjilla-Anbau laut Schneider in grossen Mengen hochgiftige Insektizide versprüht (Klasse 1B), die nach und nach in die Gewässer gelangen. Dass die im Rahmen des Projekts gekaufte Urwaldfläche tatsächlich geschützt wird, dafür sorgt ein lokaler Ranger, besoldet mit Schweizer Franken.

Ist es nicht fragwürdig, dass Schneider und seine Projektpartner in Ecuador, die Stiftung Ecominga, damit als Konkurrenten der armen lokalen Bevölkerung um das Land auftreten?

Der Schweizer Botaniker ist sich dieser Problematik bewusst. Deshalb hat er an der Uni Basel ein Forschungsprojekt initiiert, das sich mit einem schonenderen Anbau der beliebten Naranjilla-Pflanze beschäftigt. «Ich bin sicher, dass man die Anbaumethoden verbessern kann, sodass nicht ständig mehr Wald gerodet werden muss», sagt er. Das Projekt läuft mit Beteiligung des Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL) in Frick. Auch nahmen die Basler Forscher Kontakt mit der lokalen Lehrerschaft auf, um die Schulkinder für die Anliegen des Naturschutzes zu sensibilisieren.

Einen pfiffigen Namen für das Urwald-Projekt haben die Basler jedenfalls schon: Es heisst «Dracula Forest Reserve» (Draculawaldreservat). Nicht etwa, weil Graf

Dracula von Transsilvanien nach Ecuador gezogen wäre und dort sein Unwesen triebe. Der Name kommt von der Dracula-Orchidee, die in den Wäldern zu finden ist. Die drei äusseren Blumenblätter erinnern an eine fliegende Fledermaus, daher der Name.

Dimensionen eines Nationalparks

16 verschiedene Dracula-Orchideenarten gibt es laut Schneider allein im Gebiet des neuen Reservats. Der Botanische Garten am Spalentor in Basel verfügt über eine bedeutende Sammlung an Orchideen des ecuadorianischen Nebelwaldes, darunter Dracula-Orchideen. Diese sind aber nicht öffentlich zugänglich, denn «Orchideen sind beliebte Sammlerobjekte», wie Schneider weiss. Das Risiko wäre zu gross, dass sie gestohlen würden. Zudem fehlen laut Schneider die nötigen Ausstellungsbedingungen, ein Nebelwald-Gewächshaus ist geplant.

Die Orchideen mit dem Namen *Lepanthes hexapus* sind clever: Sie imitieren Fliegenweibchen, und die Fliegenmännchen kopulieren fälschlicherweise mit den Blüten und bestäuben sie dabei.

Mit dem Erwerb der ersten Landstücke – der Basler Botaniker spricht von einer «Kernzone» – ist ein wichtiger Schritt gemacht. Weitere sollen folgen. «Mit den einheimischen Gewährsleuten sind wir übereingekommen, dass es möglich ist, einen Korridor von circa 20 Kilometern Länge zu erwerben, der vom Tiefland bis zu den Gipfeln auf 3000 Metern über Meer reicht.» Das wäre wichtig für Tierarten, die vertikal wandern, so wie Puma, Ozelot und Brillenbär. «Damit hätte der Schutzwald schon fast die Dimension eines Nationalparks.» Zudem möchte man das Gebiet sukzessive für einen sanften Tourismus öffnen, damit auch die örtliche Bevölkerung vom Projekt profitieren kann.

Bis es so weit ist, dauert es aber noch ein paar Jahre. Der Landerwerb (der aus rechtlichen Gründen über den Projektpartner



Der Mensch trägt Verantwortung für die biologische Vielfalt, ist der Biologe Heinz Schneider überzeugt.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Ecominga läuft) ist kompliziert im Dritt- weltstaat Ecuador. Es braucht GPS-Kartierungen, Geländebegehungen mit Anwalt, amtliche Beglaubigungen. Zudem können Siedler, die ein paar Jahre auf einem Landstück gelebt haben, Landrechte geltend machen. Nicht zuletzt benötigt Schneider mehr Geld, um weitere Landstücke zu erwerben. Er will deshalb wohl nächstes Jahr eine weitere Fundraising-Kampagne starten. Er ist zuversichtlich, die nötigen Mittel – auch mithilfe der Partner in den USA und Grossbritannien – zusammenzubekommen.

Berühmtheit erlangt hatte ein Nationalpark in Ecuador auf der anderen Seite der Anden, der Yasuni im Amazonas-Tiefland.

Präsident Rafael Correa hatte vor acht Jahren vorgeschlagen, das Erdöl dort im Boden zu lassen, wenn Industriestaaten 3,6 Milliarden Dollar für einen UNO-Fonds als Ausgleichszahlungen sammeln.

Der Bedrohung die Stirn bieten

Das Geld kam nicht zusammen, ab nächstem Jahr will Correa nun in dem Unesco-Weltnaturerbe Öl fördern lassen. Dies werde rücksichtslos geschehen, befürchtet Schneider. Sein Reservat sei um ein Vielfaches kleiner, doch es sei eben nur da zu machen, sagt der Botaniker.

Während er uns in die Schatzkammer führt, die Sammlung ecuadorianischer Orchideen, wollen wir noch wissen: Was

treibt ihn an? Warum opfert er seine ganze Freizeit einem Projekt im fernen Ecuador? «Als Dozent an der Uni Basel habe ich versucht, den Studierenden Naturschutz näherzubringen», antwortet er, «jetzt wollte ich noch etwas Praktisches machen.» Der Mensch habe eine grosse Verantwortung für die biologische Vielfalt, und diese sei bedroht. Da gelte es, dagegenzuhalten.

tageswoche.ch/+kqdw1

×

Mehr Informationen zum Basler Schutzprojekt in Ecuador sowie Bilder finden Sie auf der Website des Botanischen Gartens unter:
• botgarten.unibas.ch

Am Samstag startet der RTV Basel in das Abenteuer Nationalliga A – und das mit namhaften neuen Spielern.

Mission Ligaerhalt

von Philip Vlahos

Für die Rückkehr in die Nationalliga A hat sich der RTV 1897 Basel mit einer Legion neuer Spieler gewappnet. Da wären der neue Torhüter Sebastian Ullrich, Severin Kaiser, Patrice Kaufmann sowie Bruno Kozina und Rares Jurca, die beide aus den Reihen der Schaffhauser Kadetten nach Basel wechselten. Die Spannung ist entsprechend gross bei den Reallturnern, die nach zwei Jahren Nationalliga B den Wiederaufstieg geschafft haben.

Der 130-fache rumänische Nationalspieler Rares Jurca soll eine Schlüsselposition in seiner neuen Equipe einnehmen. Das Team, das er vorfand, überzeugt ihn: «Es ist eine junge Mannschaft mit ein paar erfahrenen Spielern. Ich sehe viel Potenzial.»

Während den Vertragsverhandlungen hat er sich intensiv mit seinem früheren und auch jetzigen Teamkollegen Florian

Routinier für den Rückraum: Der rumänische Nationalspieler Rares Jurca verstärkt den RTV Basel.

FOTO: KEYSTONE



Goepfert beraten. «Ich habe hier unterschrieben, weil ich sah, dass sie einen schönen Plan für die Zukunft haben», sagt Jurca, «das hat mir für den Schritt nach Basel gereicht, um die Mannschaft zu stärken.»

Das Budget bleibt bescheiden

Damit hat sich der RTV mit einigem spielerischen Kapital eingedeckt. Das Vereinsbudget an sich bleibt jedoch bescheiden. Mit der Gönneraktion «Membership 1879» suchen die Basler Handballer nach finanzieller Erleichterung, doch das vergleichsweise tiefe Budget wird sich kaum damit kompensieren lassen.

«Wir haben bei der «Membership 1879» schon eine zweistellige Zahl an Mitgliedern gewinnen können. Es ist aber ähnlich wie beim Team: Es gibt noch ein bisschen Luft nach oben», sagt RTV-Mediensprecher Meinrad Stöcklin, «wir werden das Budget sicher erhöhen können, aber trotzdem das kleinste Budget der NLA haben.»

Bereits vor Ende der letzten Saison war klar: Die Lücke, die Torhüter Pascal Stauber nach seinem Rücktritt im Torraum hinterlässt, muss geschlossen werden. Und zwar ebenso zuverlässig wie vom 116-fachen Nationalspieler selbst. Seinen Platz nimmt nun Sebastian Ullrich ein.

Letzte Saison spielte Ullrich beim nordhessischen MT Melsungen und nimmt den Status seines Vorgängers als Kultfigur des RTV gelassen: «Ich habe schon mitbekommen, dass er hier eine Legende war. Ich würde mich aber nicht mit ihm vergleichen, weil ich ein ganz anderer Torhüter-Typ bin», sagt Ullrich, «die einzige Gemeinsamkeit ist, dass ich genauso viele Bälle halte, wenn nicht noch mehr.»

Ullrich scheint seine Aufgabe gut zu meistern. «Sebastian ist von Match zu Match stärker geworden. Er baut auch langsam eine Beziehung zur Mannschaft auf», bewertet ihn sein neuer Trainer Silvio Wernle, «ich hoffe, dass er dadurch mehr Selbstvertrauen bekommt. Er hat gezeigt, dass er in dieser Saison viele Weichen auskratzen kann.»

Schwächen in der Verteidigung

Wer die ersten Testspiele des RTV erlebte, ahnte zunächst nichts Gutes. Beim «Traumalix Dolo»-Heimturnier blieb nur der letzte Platz in einem allerdings hochkarätig besetzten Feld, später folgte eine 24:26-Niederlage gegen NLA-Absteiger HSC Suhr-Aarau.

RTV-Routinier Florian Goepfert sieht vorerst aber keinen Grund zur Sorge. Im Gegenteil, die Anlaufschwierigkeiten gehören für ihn irgendwie dazu: «Ich sehe es als perfekt an, dass wir schon so früh mit Mannschaften auf einem hohen Level gespielt haben. Dadurch können wir sehen, wie unser eigenes Niveau ist. Wir wissen jetzt, wo wir uns verbessern müssen», sagt Goepfert und meint damit vor allem die Schwächen in der Verteidigung.

Es scheint jedoch, als habe der RTV einen kleinen Durchbruch erlebt. Immerhin erreichten die Basler vergangenes

Wochenende den ersten Platz beim «Horst-Ziegenhagen-Gedächtnisturnier» in Knielingen. Sie setzten sich etwa gegen HC Hedos Eigersweier und das Juniorenteam des SC Sélestat Alsace durch.

«Es wird nicht leicht sein, wir sind ja Aufsteiger. Aber ich hoffe, dass wir trotzdem den Glauben und die Stärke haben, den Kopfhochzuhalten.»

Rares Jurca

Die kommende Saison wird dennoch schwere Aufgaben bereithalten. Das weiss der neue Leader Rares Jurca jetzt schon:

«Es wird nicht leicht sein, wir sind ja Aufsteiger. Aber ich hoffe, dass wir trotzdem den Glauben und die Stärke haben, den Kopf hochzuhalten und einfach immer weiter geradeaus zu gehen, zu trainieren und positiv zu bleiben.»

Revanche gegen Kriens zum Auftakt

Der Saisonstart in eigener Halle gegen den HC Kriens-Luzern, Tabellen-Sechster der Vorsaison und Fünfter nach der Finalrunde, bietet die Chance zur Revanche für die deftige 16:25-Niederlage beim «Traumalix Dolo Cup».

Anders als vor einem Jahr, als die Möglichkeit zum Aufstieg sich erst nach und nach herauskristallisierte, ist das Saisonziel diesmal klar: «Man darf sich nichts vormachen. Es gibt ein realistisches Ziel, und das heisst Ligaerhalt», sagt Kommunikationsschef Meinrad Stöcklin, «alles andere wäre vermessen.»

tageswoche.ch/+418j6

×

ANZEIGE

The advertisement features a split image of a manta ray swimming in clear blue water. On the left, the ray is clean and healthy, labeled 'Unersetzbar.' (Irreplaceable). On the right, the ray is covered in white plastic trash, labeled 'Unzersetzbar.' (Indestructible). The background shows a coral reef. At the bottom, there is a logo for 'ocean care' and the text: 'Unsere Ozeane drohen zu gewaltigen Mülldeponien zu werden – mit tödlichen Folgen für ihre Bewohner. oceancare.org'

Miranda July führt uns in ihrem Roman «Der erste fiese Typ» da hin, wo wir nicht hinwollen: Tief in uns hinein.

Unser geheimes Leben

Sie hat gut lachen: Miranda July ist so fabelhaft wie ihr neues Buch.

FOTO: KEYSTONE

von Naomi Gregoris

Es gibt Dinge, die macht man nur, wenn man sich absolut alleine wähnt. Man zieht sich zurück, man schliesst die Tür, vielleicht dreht man sogar den Schlüssel, und dann tut man, was niemand anderer sehen soll. Das kann irgendwas sein: drei gefrorene Marsriegel aufs Mal essen, alle Kleider aus dem Schrank reißen und ein Nest bauen, mit irren Augen Luftschlagzeug spielen, kleine Tiere quälen oder ganz nahe an den Spiegel stehen und eine halbe Stunde lang Poren betrachten. Etwas, das einem ganz alleine gehört, man behält es für sich und so muss es auch bleiben.

Nicht wenn Miranda July ins Spiel kommt. Miranda July ist die Person, die den Schlüssel findet, sich reinschleicht und ein Foto macht. Nein, ein Selfie. Ganz genau, mit dir, während du in deinem Spiegel deine uninteressanten Poren betrachtest. Dann geht sie wieder. Und ein paar Monate später kommt ein irritierendes Buch heraus, das deines und alle geheimen Leben der Menschen bündelt, nicht eins zu eins – die Poren sind nun wirklich nicht so spannend –, aber so, dass du dich wiedererkennst. Das wars, sie hat dich ertappt.

Das Buch zu diesem Gefühl ist seit knapp einer Woche auf Deutsch im Handel: «The First Bad Man», zu Deutsch «Der erste fiese Typ» (der Artikel zu jämmerlich übersetzten Titeln kommt dann ein andermal). Eine Geschichte, die so fantastisch und eklig und quälend intim ist, dass man von Zeit zu Zeit vom Buch wegschauen muss, nur um sich zu vergewissern, dass July nicht doch irgendwo im Kleidernest lauert.

Neurotische Auswüchse

Was alles auf den 330 Seiten von «Der erste fiese Typ» passiert, ist nicht ganz einfach zu erklären: Es geht um Cheryl, eine Frau mittleren Alters, mittlerer Schönheit und mittlerer Lebenslust, die ihre Tage damit verbringt, für einen Mann zu schwärmen, der sie offensichtlich nicht will. So weit, so klassisch. Der Mann aber will sie eben doch, nur nicht als Geliebte, sondern als Richterin über seine Beziehung mit einer Minderjährigen aus dem Cranio-sakral-Kurs, mit der er sich einlassen will, während er Cheryl mit SMS über die jeweiligen Stufen ihrer Annäherung informiert («Ich soll dir sagen, dass ich sie durch ihre Jeans gerubbelt habe.»/«Sie hatte ein oder zwei Minuten mein steifes Glied in der Hand, weiter nichts. Keine Bewegung.»).

Cheryl ist unglücklich, sie organisiert den ohnehin schon pedantisch gehaltenen Haushalt, kultiviert ihren Kloss im Hals, gibt sich kleinen neurotischen Auswüchsen hin. Und dann kommt plötzlich Clee, die junge heisse Tochter von Cheryls Chef, die vorübergehend bei ihr einzieht und zwischen gebrauchter Unterwäsche und leeren Verpackungen von Fertiggerichten auf dem Sofa liegt, fernsieht und ihren Fusspilz wuchern lässt. Es ist eine grausame Kombi-



nation – die hysterisch verklemmte Jungfer mit der widerlichen Sexbombe, die es darauf angelegt hat, sie systematisch fertigzumachen.

Die Beziehung entspannt sich erst, als Clee und Cheryl anfangen, sich in einer Art erotischer Gewaltchoreografie zu verhalten. «Erwachsenenspiele» nennt Cheryl diese, und spätestens hier wird einem bewusst, dass Miranda Julys Roman eben doch ganz tief gräbt: «Wie sahen die Spiele anderer Leute aus? Vielleicht gab es ein paar Mütter und Väter, die so taten, als wären sie die Kinder ihrer Kinder, und alles durcheinanderbrachten. Oder vielleicht wurde die eine oder andere Witwe ihr eigener verstorbener Ehemann und verlangte Vergeltung. Das alles war sehr persönlich; kein Spiel ergab für irgendjemanden sonst einen Sinn.»

Es ist wie bei einem Flashmob ohne Mob: Ständig passiert irgendwas, was auf den ersten Blick ganz normal scheint, sich bei zweitem Hinschauen jedoch als seltsames Spiel entpuppt, das uns die absurden Strukturen vorzeigt, mit denen wir unsere Wirklichkeit ausstatten. Es ist unheimlich und es ist brillant. Es ist Miranda July.

Es ist wie ein Flashmob ohne Mob: Was auf den ersten Blick normal scheint, entpuppt sich als seltsames Spiel.

Wer Miranda July kennenlernen will, aber nicht über die nötigen Kontakte verfügt, der holt sich am besten die «Du»-Ausgabe vom November 2011. Hier wird die Künstlerin so angegangen, wie sie es selber tun würde: Aus ganz verschiedenen Richtungen. Zum Beispiel über Geschenke, die sie über die Jahre hinweg ihren Freunden gemacht hat. Darunter ein altes Puppenachthemd mit bedruckten Knöpfen oder ein Umhängekarton in der Form eines BHs, der wahlweise als Augenbinde oder Fliege gebraucht werden kann und auf dem «Who Cares» steht.

Vom Riot Grrrl zur Filmberühmtheit

Geschenke, wie man sie in der Schulzeit von der bastelwütigen, immerkreativen Freundin bekommen hat, die die besten Aufsätze schrieb und immer im Pyjama in die Schule kam, weil, tja eben, who cares. Und die irgendwann aufhörte mit den Basteleien, vielleicht, weil sie es kindisch fand oder weil das Internet erfunden wurde, auf jeden Fall war es schade, und heute findet man noch ab und zu etwas von ihr und denkt sich: Wenn es doch bloss noch solche Menschen gäbe.

Es gibt sie noch, und eine davon ist Miranda July. 1974 in Vermont geboren, die Eltern Schriftsteller mit einem Verlag für Bücher über Spiritualität, Kampfkunst und alternative Heilkunde. Mit 16 wird July die

Brieffreundin eines inhaftierten Mörders und macht daraus ein Theaterstück, das sie in einem Punkschuppen in Berkeley aufführt. Dann zieht sie nach Portland, färbt sich einen blonden Afro, wird Riot Grrrl und Mitglied bei einer Queercore-Band. 2005 trifft sie an einer Party den Filmmacher Mike Mills. Sie trägt ein gelbes Kleid, verliebt sich sofort in sie. Im selben Jahr wird sie für ihren ersten Langspielfilm «Me and You and Everyone We Know» in Cannes mit der Caméra d'Or ausgezeichnet, zwei Jahre später erhält sie für ihre Kurzgeschichtensammlung «No One Belongs Here More Than You» den prestigeträchtigen Frank O'Connor Prize.

Ein fairer Deal

Dazwischen türmen sich Projekte, auf die man gerne selber gekommen wäre: «We Think Alone», ein E-Mail-Projekt, für das Miranda July ihre berühmten Freunde bat, ihr einmal pro Woche zu einem bestimmten Thema eine ihrer E-Mails weiterzuleiten, damit sie diese in einem Newsletter um die Welt schicken konnte (hier erfuhr ich, dass man von Kirsten Dunst nicht mehr als zwei Sätze und von Lena Dunham nicht weniger als zwei Seiten pro E-Mail erwarten darf. Ich war nicht überrascht.)

Julys Arbeiten sind immer ganz nah am Menschen und stets von einer verzauberten Verschobenheit. Sie ist ein Schwamm, der die Welt um sich herum aufsaugt. Nicht mit der selbstgefälligen Aufdringlichkeit einer Lena Dunham (mit der July – of course – super befreundet ist), sondern zurückhaltend, beinahe schüchtern. So sieht sie auch aus: Immer etwas erschrocken, als wäre sie in einem fremden Bett eingeschlafen und gerade erst aufgewacht. Sie ist gross, sehr gross, flachbrüstig, mit lockigen Haaren, aber nicht Oma-lockig, oder wenn, dann ironisch. Sie sieht gut aus, auch dann, wenn sie sowas Albernes wie eine gekreppte Schürze um den Hals trägt und Anti-Prokrastinations-Tipps gibt.

«Jaja, alles grandios poetisch und wundervoll, aber im Endeffekt auch einfach grandios white middle class crap nobody needs», meinte kürzlich eine Freundin von mir. Ich dachte an all die Facebook- und Instagram-Leben, die wir führen, alle grell und überzeichnet und crap nobody needs. Ich fragte sie nach ihrem geheimen Leben. Sie guckte verwirrt. Ich lachte still in mich hinein.

Die britische Schriftstellerin Jeanette Winterson hat einmal gesagt: Wir schauen auf Kunst, weil wir nicht gut im Schauen sind. Sie gibt uns eine Schablone, die wir auf unsere schlecht gezeichnete Kopie der Welt legen können, und dann – «life goes into sharp focus» – wird das Leben scharf gestellt. Eine schöne Vorstellung: Miranda July stiehlt sich in unsere geheimen Zimmer – und im Gegenzug stellt sie uns das Leben scharf. Ein fairer Deal.

tageswoche.ch/+a3je7 ×

Miranda July: «Der erste fiese Typ», Kiepenheuer & Witsch, 2015. 336 Seiten.

«Social Muscle Club»



Eine andere Art Wunschkonzert

Bereits zum dritten Mal führt der Social Muscle Club Basel seinen bunten Abend mit Fremden und Freunden durch. Die Teilnehmenden erleben eine Show, die zum Teil aus Cabaret, Theater, einem Abendessen im Restaurant und zum Teil aus Kunstaufführung besteht. Gefragt ist vor allem eines: Mitmachen! Jede und jeder der Anwesenden kommt mit einem Wunsch zum Social Muscle Club und mit einer Idee für ein Geschenk im Gepäck, das er jemand anderem machen möchte. Eine Lebensberatung, Yogastunde, Gartenplanung, Nackenmassage oder eine Kurzgeschichte gefällig? Alles ist möglich! ×

Social Muscle Club, Markthalle Basel, 28. August, 19 Uhr.
• www.socialmuscleclub.ch

Ausstellung

Andra Ursuta

Für den Oberlichtsaal der Kunsthalle Basel kreiert Andra Ursuta eine grosse Familie von Figures. Jede hat Augenhöhlen oder Nasenlöcher aus menschlichen Schädeln in eine glatte Oberfläche eingearbeitet – das klingt ziemlich gespenstisch. Wer die Vernissage besucht, kann gleich im unteren Geschoss noch die zweite neue Ausstellung sehen: Maryam Jafri versammelt in ihrem Werk die unterschiedlichsten Medien. ×

Kunsthalle Basel, Steinenberg 7. Vernissage Andra Ursuta, 3. September, 19 Uhr.
• www.kunsthallebasel.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 28. August bis 3. September

ANZEIGEN

neu zu fünft, bunt und anders –
aber immer kult.

eröffnung kult.kino atelier 1|2|3|4|5
28. bis 30. august 2015
neue säle | neue atelier.bar | ein sattes kinoprogramm

www.kultkino.ch

kult.kino
ATELIER

MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FR, 9. OKTOBER | FILM: 20.30 UHR (D)

ÖFFNUNG CINE DELUXE: 20.00 UHR

BRING HIM HOME
MATT DAMON
THE MARTIAN
COMING SOON™ 3D

TICKETS: CHF 89.– PRO PERSON
Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.
Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN *pathe.ch/basel*

BASEL CAPITOL Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **MISSION: IMPOSSIBLE – ROGUE NATION** [12/10 J]
14.45/17.45/21.00^{E/diff}
- **OOOOPS! DIE ARCHE IST WEG ... – 3D** [4/4 J]
14.45^D
- **MINIONS** [6/4 J]
17.45/21.00^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **OOOOPS! DIE ARCHE IST WEG ...** [0/0 J]
FR/SA/MO-MI: 14.00–SO: 14.30^D
- **DIOR AND I** [6/4 J]
14.15/18.15–SO: 11.30^{E/fr/d}
- **RIDER JACK** [12/10 J]
14.45/16.45/18.45
FR/SO: 20.45^{Dialekt}
- **FR 18.45/20.45 MOVIE TALK MIT DEM REGISSEUR UND SCHAUSPIELERN**
- **UN MOMENT D'ÉGAREMENT** [14/12 J]
FR: 14.45–FR/SA: 21.15
SA/MO-MI: 17.00
SO: 13.30/20.15–MO-MI: 21.00^{fr/d}
- **THE SECOND MOTHER** [16/14 J]
FR: 15.00–FR/SO-MI: 18.00
SA: 16.00/18.15–SA-MI: 20.30
SO-MI: 15.40^{Port/d}
- **À LA VIE** [12/10 J]
FR: 16.00–FR/SA/SO: 21.00
SA: 14.30–SO: 16.30
MO-MI: 14.00/18.45^{fr/d}
- **MR. KAPLAN** [16/14 J]
16.15/20.15–SO: 12.15^{Sp/d}
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
FR: 17.00–SA/MO-MI: 15.00
SA: 16.45/20.45
SO: 12.30/18.15
MO-MI: 19.15/21.15^{Ov/diff}
- **MARGUERITE** [14/12 J]
FR: 18.30/20.30^{fr/d}
- **LA TÊTE HAUTE** [14/12 J]
FR: 19.00^{fr/d}
- **HALLAHALLA**
SA: 18.30^{Schwed/diff}
- **EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
SA: 19.15^{fr/d}
- **Opera – DIE ENTFÜHRUNG AUS DEM SERAIL**
SO: 11.00
- **GRAND TOUR MIT FITZGERALD UND RIMINI**
SO: 12.00
- **DOWN BY LAW**
SO: 16.00^{E/diff}
- **THE FAREWELL PARTY** [8/6 J]
SO: 19.00^{Habr/d}
- **AMY** [10/8 J]
MO-MI: 16.15/20.40^{E/d}

PATHÉ PLAZA Steintorstr. 8 pathe.ch

- **OOOOPS! DIE ARCHE IST WEG ...** [0/0 J]
13.15^D

KULT.KINO CAMERA Rebgasse 1 kultkino.ch

- **L'HOMME QU'ON AIMAIT TROP** [16/14 J]
16.15^{fr/d}
- **LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
16.45/20.45^{Sp/diff}
- **LA RITOURNELLE** [10/8 J]
18.30^{fr/d}
- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LIGHTS** [8/6 J]
19.00^D
- **AMY** [10/8 J]
FR-SO: 20.30^{E/d}
- **ANIME NERE** [16/14 J]
MO-MI: 20.30^{fr/d}

NEUES KINO Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

SOMMERPAUSE

PATHÉ KÜCHLIN Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **VACATION – WIR SIND DIE GRISWOLDS** [12/10 J]
12.45–FR/MO/DI: 15.30
FR/SO/DI: 17.45–FR: 22.15
SA/SO: 10.45–SA/MO/MI: 20.00^D
FR/SO/DI: 20.00
SA/MO/MI: 17.45–SA: 22.15^{E/diff}
- **CODENAME U.N.C.L.E.** [12/10 J]
13.00–FR/SO/DI: 20.30
SA/MO/MI: 18.00^D
FR/SO/DI: 18.00
SA/MO/MI: 20.30^{E/diff}

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
13.15–SA/SO/MI: 15.30^D
- **MINIONS** [6/4 J]
SA/SO: 11.10^D

- **OOOOPS! DIE ARCHE IST WEG ... – 3D** [0/0 J]
13.15–SA/SO: 11.15
SA/SO/MI: 15.30^D

- **HITMAN: AGENT 47** [14/12 J]
15.45–FR/MO/DI: 13.30
FR/SA/MO/MI: 20.15
FR/SA: 23.30–SO/DI: 18.00^D
FR/SA/MO/MI: 18.00
SO/DI: 20.15^{E/diff}

- **WE ARE YOUR FRIENDS** [14/12 J]
15.45–FR/MO/DI: 13.30
SA/MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15^{E/diff}

- **STRAIGHT OUTTA COMPTON**
FR/SO/DI: 14.00/20.30
SA: 11.00/22.30
SA/MO/MI: 17.30^{E/diff}

- **FR 17.30/FR: 22.30 SA/MO/MI: 14.00/20.30 SO: 11.00^D**

- **MISSION: IMPOSSIBLE – ROGUE NATION** [12/10 J]
FR/SO/DI: 14.45/20.45
SA: 11.45–SA/MO/MI: 18.00^{E/diff}
FR/SO/DI: 18.00–FR/SA: 23.30
SA/MO/MI: 14.45/20.45
SO: 11.45^D

- **SOUTHPAW** [14/12 J]
15.00/20.15–FR/SO/DI: 17.40
FR/SA: 22.50^{E/diff}
SA/SO: 10.10–SA/MO/MI: 17.40^D

- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
15.30^D

- **SELFLESS – DER FREMDE IN MIR** [14/12 J]
FR/MO/DI: 15.30
FR/SO/DI: 18.00
SA/MO/MI: 20.30^D
FR/SO/DI: 20.30
SA/MO/MI: 18.00^{E/diff}

- **FANTASTIC FOUR** [10/8 J]
18.00^D

- **JURASSIC WORLD – 3D** [12/10 J]
FR/SA: 22.20^D

- **ANT-MAN – 3D** [10/8 J]
FR/SA: 23.00^D

- **UNFRIENDEN – UNKNOWN USER** [16/14 J]
FR/SA: 23.00^D

- **PIXELS – 3D** [10/8 J]
SA/SO: 11.15–SA/SO/MI: 13.30^D

- **DER KLEINE RABE SOCKE 2 – DAS GROSSE RENNEN** [0/0 J]
SA/SO: 11.45–SA/SO/MI: 13.30^D

- **TRAINWRECK – DATING QUEEN** [14/12 J]
15.15–SA/MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15^{E/diff}

- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
17.50–FR/SA: 22.50^D

REX Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **STRAIGHT OUTTA COMPTON** [14/12 J]
14.00/17.15/20.30^{E/diff}
- **SOUTHPAW** [14/12 J]
14.15/17.00/20.00^{E/diff}

STADTKINO Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **ZAZIE DANS LE MÉTRO** [6 J]
FR/MI: 18.30^{fr/d}

- **LA GRANDE BELLEZZA** [14/11 J]
FR: 21.00^{fr/diff}

- **LE VIEUX FUSIL** [16/14 J]
SA: 15.15–SO: 20.15^{fr/d}

- **ALEXANDRE LE BIENHEUREUX** [6 J]
SA: 17.30^{fr/d}

- **IL POSTINO** [0/0 J]
SA: 20.00^{fr/diff}

- **L'UOMO IN PIÙ**
SA: 22.15–MO: 18.30^{fr/d}

PÉTROUCHKA 42 SO: 13.30^{ohne Dialog}

- IN ANWESENHEIT VON REGIE UND BETEILIGTEN SCHÜLERN DER PRIMARSCHULKLASSE 4A BLÄSI, BASEL-STADT

- **LA DOLCE VITA** [12/10 J]
SO: 15.15^{fr/diff}

- **LA POINTE COURTE** [16/14 J]
SO: 18.30^{fr/d}

- **LA VIE DE CHÂTEAU** [0/0 J]
MO: 21.00^{fr/d}

- **HEIMATLAND**
MI: 20.30^{D/fr/d}
IN ANWESENHEIT VON REGIE UND PRODUZENT

STUDIO CENTRAL Gerbergasse 16 kitag.com

- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
17.30/20.15^{E/diff}

FRICK MONTI Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **MISSION: IMPOSSIBLE – ROGUE NATION** [12/10 J]
FR-MO/MI: 20.15^D

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
SO/MI: 15.00^D

- **AMY** [10/8 J]
SO: 17.00^{E/d}

LIESTAL ORIS Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **WEGEN UMBAU BLEIBT DAS KINO ORIS BIS 10. SEPTEMBER GESCHLOSSEN**

SPUTNIK Poststr. 2 palazzo.ch

- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
FR/SA: 18.00^{Ov/d}

- **RIDER JACK** [12/10 J]
20.15^{Dialekt}

- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LIGHTS** [8/6 J]
SO: 16.00^D

- **LA RITOURNELLE** [10/8 J]
SA/MO: 18.00^{fr/d}

SISSACH PALACE Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



IN DIESER WOCHE: „KOMM' DU MIR MAL NACH HAUSE!“



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 35;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Remo Leupin (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,
Karen N. Gerig, Jonas Grieder

(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel



Der Beginn einer Männerfreundschaft: Pablo (Philippe Noiret, links) und der Pöstler.

Kultwerk #195

Ein Pöstler, der zum Dichter wird, verzauberte in den Neunzigerjahren das Kinopublikum.

Poesie und Politik

von Karen N. Gerig

Fischer sollte Mario Ruoppolo werden, wie der Vater und wohl auch der Grossvater vor ihm. So gehört sich das in den Fünfzigerjahren in dem kleinen Fischerdorf auf einer kleinen italienischen Insel. Doch der Sohn schlägt aus der Art, er verträgt die Feuchtigkeit auf dem Meer so schlecht, erkältet sich davon. Der Vater kann darob nur den Kopf schütteln – was soll aus dem unnützen Sohn bloss werden?

Just als weder Sohn noch Vater weiterwissen, zieht der verfolgte chilenische Volksdichter und Kommunist Pablo Neruda auf die Insel ins Exil. Und für Mario kommt die Chance seines Lebens: Er wird Hilfspöstler

und radelt fortan einmal täglich den Hügel zu dessen abgelegenen Haus hinauf.

Aus diesem Plot hat Michael Radford 1994 einen Film gedreht, der zu Herzen geht (und am Ende auch die Tränendrüsen nicht vernachlässigt). Der schüchterne und unbeholfene Mario, dem in der Gegenwart seiner angebeteten Beatrice kein Wort über die Lippen kommt, ist fasziniert davon, was der Dichter mit Worten anstellen kann.

All seinen Mut nimmt er zusammen und bittet die Berühmtheit um Hilfe. Und mit der Kunst der Metaphern, von deren Existenz der Fischersohn bislang keine Ahnung hatte, gelingt es ihm schliesslich, das Herz der Dorfschönheit zu erobern.

Der Film, der mit Preisen überschüttet wurde und das Publikum scharenweise ins Kino zog, ist selbst ein Gedicht. Er gewinnt den Zuschauer mit seiner ruhigen Art, verstrickt ihn in die Worte, die zwischen Meister und Zögling hin- und hergehen.

Es ist ein stiller Film, der wie auch die Figur Nerudas taktvoll umgeht mit der Unwissenheit der Inselbewohner. Der es schafft, ihre unschuldige Naivität nicht als lächerlich vorzuführen, sondern die darin enthaltene unverstellte Ehrlichkeit in den Fokus zu stellen.

Will man in diesem wunderbaren Film eine Schwäche suchen, so findet man sie nur in der Darstellung der politischen Umstände – obwohl gerade diese am Ende eine alles entscheidende Rolle spielen. Denn Mario wird nicht nur von Nerudas Poesie beeinflusst, sondern auch von dessen überzeugtem Kommunismus.

Politik hatte bis zu Nerudas Eintreffen keinen Einfluss auf das Leben der Inselbewohner. Die Unruhen, zu denen die Proteste der Kommunisten gegen die Regierung der Nachkriegszeit führen, kosten den Fischersohn aber schliesslich das Leben. Wie es überhaupt so weit kommt, vermag der Film jedoch nur ungenügend aufzulösen.

Die Rolle seines Lebens

Unbestritten wiederum ist die schauspielerische Leistung der Beteiligten. Philippe Noiret gibt seinen Pablo Neruda gleichermaßen aufgeschlossen wie unnahbar, und Massimo Troisi verschmilzt mit seiner Rolle als Mario Ruoppolo regelrecht. Es war die Rolle seines Lebens – in jedem Sinne: Am Tag nach dem Abschluss der Dreharbeiten, am 4. Juni 1994, verstarb der Schauspieler an einem Herzinfarkt.

Troisi hatte während des Drehs auf eine dringende Herzoperation verzichtet. 1996 wurde er postum für den Oscar als bester männlicher Hauptdarsteller nominiert. Bekommen hat diesen dann jedoch Nicolas Cage für die Darstellung eines Alkoholkranken in «Leaving Las Vegas». «Il postino» musste sich – bei insgesamt fünf Nominierungen inklusive Bester Film – mit dem Oscar für die beste Filmmusik begnügen. Verdient hätte das stille, anrührende Meisterwerk auch alle anderen.

tageswoche.ch/+up5qs

Hommage an Noiret

Das Stadtkino widmet Philippe Noiret im August und September eine Hommage. 140 Filme hat der Franzose gedreht. Er stand für Louis Malle vor der Kamera, für Claude Chabrol oder Bernard Tavernier. Das Stadtkino hat unter dem Motto «Die vielen Gesichter des Philippe Noiret» eine Auswahl getroffen: Ob der betuliche Onkel aus «Zazie dans le métro», der trottelige Richter bei «La grande bouffe» oder der Filmvorführer des «Nuovo Cinema Paradiso» – sie alle kommen vor.

• stadtkino.ch

Wochenendlich in Zagreb

Wer die kroatische Hauptstadt besucht, erlebt eine pulsierende Destination abseits der überlaufenen Adriaküste.

Fast wie am Meer

von Jasmine Schraner

Zugegeben, auch wir wollten ursprünglich an die Küste. Eine Brise Meeresluft zum Ferienabschluss mit Weisswein, Sonnenuntergang und Meeresfrüchten. So wie man sich Ferien in Kroatien vorstellt. Doch ein abgelaufener Reisepass liess uns bereits 160 Kilometer vor der Küste haltmachen. Für ein Wochenende in Zagreb.

Am späten Abend und ohne Reservation während der Hauptsaison in einer Stadt ankommen – das kann auch ins Auge gehen. Nicht so in Zagreb. Diverse Schilder an den Häusern im Zentrum kündigen ein freies «Apartman» an. Und so finden wir rasch ein paar freie Betten.

Ein Markt wie aus dem Bilderbuch

Nicht nur an Schlafgelegenheiten, auch an Reizen mangelt es Zagreb nicht. Und zu diesen gehört vor allem der tägliche Dolac-Markt im alten Stadtkern Gornji Grad (Obere Stadt). Mit dem Markttreiben spürt man den Puls dieser Stadt. Die Geräuschkulisse besteht aus Marktrufen, «Dobar Dan» («Guten Tag») und dem ewigen Summen der Bienen, die über den Wassermelonen kreisen.

Die roten Sonnenschirme, die die Stände in ein schummriges Licht tauchen, aber auch die traditionellen Gewichtswaagen sind die Merkmale des grössten Marktes von Zagreb. Hier verkaufen vorwiegend Frauen aus der Umgebung ihr selbst angebautes Gemüse, Obst sowie Käse. In den Hallen bieten Händler zudem Fleisch und frischen Fisch an. Auf dem Dolac könnte man problemlos das halbe Wochenende verbringen.

Das umgenutzte Stadttor

Oberhalb des Marktgeschehens laden herrschaftliche Gassen zum Spazieren ein. Als wir das alte Stadttor durchqueren, werden wir von einer mystischen Ruhe überrascht. Das einzige Licht stammt von brennenden Kerzen. An der Wand hängt ein Marienbild, und auf den Holzbänken gegenüber wird gebetet. Das sogenannte

Steintor wird als Andachtsraum genutzt. Ein paar Strassen weiter oben erreichen wir die Aussichtsplattformen mit einem fabelhaften Blick über das tiefergelegene Zagreb.

In der Oberstadt befinden sich die meisten Museen. Eines davon sticht mit seinem aussergewöhnlichen Konzept heraus: Das Museum of Broken Relationships, das derzeit übrigens in Basel gastiert. Die Ausstellung zeigt Gegenstände, welche die Geschichten einer vergangenen Beziehung erzählen. Das Museum wurde einst von zwei Künstlern zur Überwindung ihrer eigenen Trennung initiiert. Heute beherbergt es unzählige Relikte, die von Menschen rund um den Globus gespendet wurden.

Am Abend lassen wir uns vom Treiben in den Strassen rund um den Dolac verschlucken. Hier reiht sich Bar an Bar. Die Musik spielt überall, ob in Privatwohnun-

gen oder in Lokalen. Im etwas versteckten Jazz-Café Melin lauschen wir einer hitzigen Jam-Session.

Der Dolac-Marktplatz hingegen ist am Abend wie leergefegt. Dafür ertönen vom Café Potepuh direkt nebenan sommerliche Bossa-Nova-Klänge.

Echtes Grosstadtleben

Mit rund 800 000 Einwohnern bietet Zagreb Tag und Nacht echtes Grosstadtleben. Und so schnell man mitten drin ist, so schnell kann man dem Urbanen wieder entfliehen. Am nächsten Morgen besuchen wir den idyllischen Mirogoj-Friedhof. Vor allem der Haupteingang und die davon ausgehenden Arkaden sind märchenhaft schön.

Am Nachmittag machen wir uns auf zu einer kleinen Wanderung in Zagrebs grüne Umgebung. Das Ziel ist die Burg Medvedgrad, was Stadt der Bären bedeutet. Doch anstatt auf wilde Tiere treffen wir hier auf einen umwerfenden Ausblick. Auf dem Turm liegt uns Zagreb zu Füssen. Und hinter der Stadt zieht sich die Pannonische Tiefebene bis zum Horizont hin. Eine Weite, als würde man über das Meer blicken.

tageswoche.ch/+4pc24

Abliegen

Im Zentrum an einer beliebigen Tür klingeln, an der «Apartman» steht, und schauen, was passiert.

Austrinken

Das Zagreber Bier «ABA 5th element» im Café Potepuh.

Anknabbern

Ein «Štruklji» ist ein toller Snack für zwischendurch. Die kroatischen Strudel gibt es traditionell mit Quark-, aber auch mit Apfel- oder Mohnfüllung.

Was für ein Ausblick: Die Burg Medvedgrad oberhalb von Zagreb. FOTO: JASMINE SCHRANER



Um 1940 war die Wohnungsnot in Schweizer Gemeinden gross genug, um auf ein Grundrecht zu verzichten.

Da ist kein Platz für die Fischers

Mussten um ihr Recht kämpfen: Mathilde Fischer und ihre Tochter. FOTO: GEORG FISCHER



Auf Dauer konnte es keine Lösung sein. Als Mathilde Fischer nach der Scheidung am 1. August 1946 mit der sechsjährigen Tochter Madeleine von Fülenbach zur Mutter in Egerkingen zog, war da nur knapp Platz, weil deren Neffe gerade im Welschland weilte. Dann zog im oberen Stock die vierköpfige Familie aus. Die 2-Zimmer-Wohnung wurde zu klein. Also zogen Mathilde Fischer und ihre Tochter per 1. November dort ein. Noch fehlte ihnen aber die Niederlassungsbewilligung. Und die verweigerte ihnen in der Folge der Gemeinderat.

Die Freigabe der Niederlassung für Schweizer auf eidgenössischem Gebiet durch die Bundesverfassung von 1848 und in erweitertem Umfang durch die Verfassung von 1874 gehört zu den grossen Errungenschaften der modernen Schweiz. Die Niederlassungsfreiheit einschränken war nur mit einem notrechtlichen Bundesratsbeschluss möglich. Ein solcher erfolgte am 15. Oktober 1941 – auf Drängen der Behörden zahlreicher Städte, die darin ein Mittel gegen die Wohnungsnot sahen.

Not vor Grundrecht

In einem Bericht zuhanden der Bundesversammlung begründete der Bundesrat die Massnahme so: Die erneuten «Kriegsverhältnisse» hätten «zu einer Wohnungsknappheit oder sogar zu Wohnungsmangel geführt», so wie damals um den Ersten Weltkrieg, als «die Bautätigkeit zurückging» und «ein vermehrter Zustrom von Wohnungssuchenden einsetzte».

Die Mangel-Karte zog auch der Egerkingener Gemeinderat, als er Mathilde Fischer die Niederlassung verweigern wollte: «Die Wohnungsnot ist in unserer Gemeinde derart gross, dass die Gemeindeversammlung zur Unterbringung verschiedener Familien zwei Wohnbauten beschlossen hat. Wir sehen uns gezwungen jede Möglichkeit zu erfassen, um Wohnungen für Familien, die im Verlauf dieses Jahres obdachlos werden, erhältlich machen zu können.» Der Gemeinderat beharrte daher auf der Verweigerung der Niederlassungsbewilligung, «es sei denn, dass Frau Fischer keine eigene Wohnung beanspruchen will, d.h. in der Wohnung ihrer Mutter Unterkunft nimmt».

Massnahme bis 1949 in Kraft

Durch diesen Entscheid des Gemeinderates liess sich Mathilde Fischer allerdings nicht ins Bockshorn jagen. Sie erhob Rekurs beim Solothurner Regierungsrat. Dieser hiess ihre Beschwerde gegen den Gemeinderatsentscheid am 16. Mai 1947 gut, wobei er «von der Festsetzung einer Entscheidgebühr, die der Gemeinde auferlegt werden müsste», absah.

Der Notrechts-Beschluss vom 15. Oktober 1941 betreffend Massnahmen gegen die Wohnungsnot blieb bis 1949 in Kraft. Erst am 23. Dezember jenes Jahres stellte der Bundesrat die Freizügigkeit für Schweizerinnen und Schweizer wieder her.

tageswoche.ch/+vhn2b

×

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

GARDEROBENSTÄNDER WEISS (IKEA MODELL RIGGA)

2 Garderobenständer von Ikea (NP. je 19,95),
2 Wochen benutzt, ohne Kratzer und wie neu für
jeweils 10 CHF abzugeben. Abholung im Gundeli.

15 BANANENKISTEN GEGEN 1 FLASCHE ROTWEIN

Tauschen 15 Bananenkisten gegen 1 Flasche
trinkbaren Rotwein. Abholung im Gundeli,
abends.

BEWEGUNGSRAUM: MOVEMENT MEDICINE GESUCHT

Suche Bewegungsraum, ÖV angebunden.
Grösse: mind. 80 bis 120 m². Alle zwei
Wochen an einem Abend (Mi od Do) von 19 bis
21 Uhr. Mit Musikanlage (Boxen, Verstärker).

GROSSER HAUSFLOHMARKT IN THERWIL AM SONNTAG, 6. SEPTEMBER

Am Sonntag, den 6. September, findet am Hin-
terweg 18 in Therwil von 10 bis 16 Uhr im ganzen
Haus ein grosser Flohmarkt statt. Geboten werden
unter anderem Bücher wie Kochbücher, Kinderbü-
cher, Comics, Bücher aus dem 18. Jahrhundert,
LPs, alte Plattenspieler, Küchenutensilien z.B.
Kaffeemaschine, Geschirr, Vase, diverse Körbe,
Haushaltgegenstände. Spielsachen wie alter Pup-
penwagen, Kleider, darunter viele Markenkleider wie
Esprit, Diesel Levis usw. Nippes und vieles mehr...

SIND SIE GERNE KREATIV?, LIEBEN SIE ORIGINELLE DINGE?

Dann haben Sie die Möglichkeit, am Kurs «Desig-
nerobjekte mit und aus Zeitungspapier» teilzuneh-
men. Fertigen Sie unter fachkundiger Leitung klei-
ne Kunstobjekte, Schüsselchen, Vasen, Mobiles,
Handytaschen und vieles mehr.
Kursort: Pratteln, s'Lädli BB

DOPPELBETT IN STAHL

Ein etwas besonderes Doppelbett aus lackiertem
Stahl mit Lattenrost und 2 passenden Tischchen,
bei Abholung CHF 150.–

975 PRAKTISCHE BOXEN FÜR ZNÜNI, BROT USW.

- Masse: 18 x 13 x 7 cm
- Farbe: Blau
- Patentierter Klickverschluss
- Inkl. 1 Trennsteg pro Box + 150 zusätzliche
Trennstäbe
- Schadstoff- und weichmacherfrei
- Qualitätsprodukt «Made in Germany»
- BPA-frei (Bisphenol A frei)
- Lebensmittelecht
- Spülmaschinenfest
- Preis: CHF 780.– (nur CHF –.80/Box)

Dieses Angebot richtet sich an Wiederverkäufer.
Die Behälter werden nicht einzeln verkauft und
müssen in CH-8580 Sommeri abgeholt werden.
Eine Lieferung per Kurier ist möglich, sofern der
Käufer diese Kosten übernimmt.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

TECHNISCHER PROJEKTKOORDI- NATOR (W/M) 100%, RAUM BASEL

Ihre Aufgaben:

Selbstständige technische Beratung/Support
(telefonisch und schriftlich) von Kunden aus der
gesamten Schweiz. Pro-aktive Unterstützung des
Sales-Teams. Effiziente Bearbeitung und Überwa-
chung von Aufträgen: Von der Offerte bis zur Rech-
nungsstellung. Bearbeiten von Reklamationen und
Retouren. Koordination zwischen Kunden, Vertrieb
und internen Abteilungen.

Ihr Profil:

Abgeschlossene technische Grundausbildung und
Weiterbildung oder Erfahrung im kaufmännischen
Bereich (Sachbearbeiter, Technischer Kaufmann).
Mehrjährige Berufserfahrung (1–5 Jahre) in einer
ähnlichen Position. Branchenkenntnisse aus
den Bereichen Metall, Maschinen oder Elektrik.
Stilsicheres Deutsch, gute Französisch- und/oder
Englischkenntnisse (m/s), weitere Fremdspra-
chenkenntnisse von Vorteil. Sicherer Umgang mit
MS-Office-Anwendungen.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CHAG

ANZEIGE

B O U T I Q U E
DANOISE

S O N D E R V E R K A U F

27. August bis 5. September

Aeschenvorstadt 36 • Basel • www.boutiquedanoise.ch